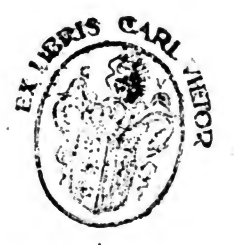

KC
14898
NEDL TRANSFER
HN 3BQG A



# Wanderbuch

von

Franz Dingelstedt.




---

Leipzig,

Verlag von Wilhelm Einhorn.

1839.

# Inhaltsverzeichniss.

## Empfindsame Weser-Reise.

| | Seite |
|---|---|
| 1) Eine alte Novelle vom Weserstrome . . . . | 3 |
| 2) Hannöversch-Münden . . . . . . . . . . | 49 |
| 3) Seitensprung nach Geismar . . . . . . . . | 68 |
| 4) Eine Mitternacht in Lippe-Detmold . . . . | 80 |

## Erinnerungen aus Alt-Hannover.

| | |
|---|---|
| 1) Die Kunst-Ausstellung . . . . . . . . . | 97 |
| 2) Literatur-Bild . . . . . . . . . . . . | 107 |
| 3) Göttingens letzter Jubel . . . . . . . . | 117 |
| 4) Traum-Novelle . . . . . . . . . . . | 153 |

## Neu-hessische Mährlein.

| | |
|---|---|
| 1) Vom zweiten Pfingsttage . . . . . . . . | 183 |
| 2) Döbler in Cassel . . . . . . . . . . . | 199 |
| 3) Der trauernde Postillon . . . . . . . . . | 206 |
| 4) Boa Constrictor . . . . . . . . . . . | 221 |

## Sächsische Skizzen.

| | |
|---|---|
| 1) Aus dem Thüringer Wald . . . . . . . . | 239 |
| 2) Pygmaliona . . . . . . . . . . . . . | 259 |
| 3) Osternacht in Weimar . . . . . . . . . | 276 |
| 4) Zwei deutsche Dichter . . . . . . . . . | 285 |
| 5) Ein Epilog . . . . . . . . . . . . . | 293 |

# Empfindsame Weser-Reise.

---

# I.

# Eine alte Novelle vom Weser-strome.

---

Kennst Du wohl die Weser, Du freundliches Frauen-Auge, das früher oder später auf diesen Blättern ruhen wird? Diesen echt-deutschen, vergessenen, geschmähten, unberühmten Strom, der ein eigentliches Bild ist des Landes, das er von Anfang bis zu Ende treulich durchfluthet. Er windet sich nicht stark und donnernd aus dem Schooße ferner Alpen los, wie der großmäulige Rhein und nimmt dann ein niederländisches Ende mit Schrecken, wie dieser; er wird nicht am Ziele seiner Laufbahn Renegat und Apostat, wie die türkisch absterbende Donau — er ist und bleibt ein christlicher, hoch- und plattdeutscher Strom,

entsprungen aus der rechtmäßig ruhigen Vereinigung zweier ebenbürtiger Flüßchen. Seine Ufer sind nicht mit ritterlichen [redacted] und berauschenden Weinstöcken bepflanzt, auf seinen Wellen tanzen keine Dreimaster, — allein er benetzt honette, friedliche Kornfelder und schleicht so, wie ein gut bemittelter Bürgersmann, ohne Dampf und Spektakel zum Meere hinab. Jedoch hat er auch seine Flitterwochen, seine Flegeljahre — Stellen, wo grüne, klingende Wälder und zerrissene Felsen in seinen aufbrausenden Wogen sich spiegeln, wo eine großartige Natur mit tausend Reizen seine Wiege und seine ersten Schritte in's öffentliche Leben umgiebt. Und wenn Du diese Stellen nicht kennst, dann ist Dir einer der schönsten Theile der deutsch-illuminirten Länder noch fremd geblieben, selbst wenn Du den sagenreichen Rhein und die ausgeschriebene sächsische Schweiz solltest besucht haben.

Ich führe Dich in jene Gegend; aber meine Zauberruthe erschließt sie Deinem Blicke nicht in der heutigen Erscheinung, getheilt zwischen Preußen und Hessen und Hannover und freie Reichsstädte, besetzt mit gelichteten Wäldern und menschenernährenden Städten. Nein! ich erschaffe vor

Deinen Augen eine ganz andere Zeit — eine Zeit, wo die hohen Eichen, welche den römischen Adler hatten fallen sehen, noch dicht und stark um den geliebten Strom standen, wo fromme Klöster und zerstreute Ritterburgen die mild anschwellenden Hügel stolz besetzt hielten, eine Zeit endlich, wo man etwa 1000 post Christum natum schrieb.

Schöne, versunkene Zeit, da man noch an den Papst und an der Welt Untergang glaubte, wo noch keine Jacobinermützen Mode waren, und die neue, poetische Schule die Gemüther noch nicht zerrissen hatte! Damals wohnten an den Ufern der obern Weser nur harmlose Fischer, „kühl bis an's Herz hinan"; in den Klöstern sangen und schliefen feiste, geschorene Mönchshäupter; auf den Burgen residirten niederdeutsche Ritter, nicht jenes stolze und kriegerische Geschlecht, mit Fehden und Turnieren, wie es das südliche Deutschland erzeugte, sondern eine friedliche editio princeps deutscher Krautjunker. Sie säeten nicht, sie ärnteten nicht — ihr himmlischer Vater und ihre irdischen Bauern ernährten sie doch; sie fochten nicht, sie reis'ten nicht, sie studirten nicht, sie besuchten keine Börsen und keine Bäder. Was thaten sie denn? — Sie waren „Ritter".

Auf einer dieser Ritterburgen — ich habe ihren Namen, wahrlich! wieder vergessen, allein ich stehe dafür ein, daß ihre Existenz und die nachfolgende Historie wirklich historisch sind. Dieselbe befindet sich in einem dicken, schweinsledernen Buche, dessen Name ich hier mit der süßlichen Satisfaction eines philologischen Citatenjägers anführe: „Monumenta Paderbornensia“, zu Amsterdam von einem Jesuiten herausgegeben, dessen Namen nebst Jahreszahl ich, leider! auch nicht behalten konnte. Damals, als ich noch sehr jung war und eine poetische Wanderung durch's Weserthal unternahm, um seine Berggeister und die alten Sagen, welche unter dem Banne der Prosa gehalten werden, kräftig in's Leben und in die Dichtung herauf zu beschwören, — damals studirte ich dieses Buch und noch viele andere, welche biographische Nachrichten über meine Jugendfreundin, die Weser, enthalten. Ich habe auch die Burg selbst gesehen und auf ihren Trümmern gesessen, zu der ich endlich hiermit zurückkehre.

Also eine jener Ritterfesten, welche zu beiden Seiten der obern Weser in anmuthiger Abwechselung mit ernst andächtigen Klöstern sich hinabziehen, gehörte einem Grafen, den wir — nicht

bloß der Romantik und dem Wohlklange zu Gefallen, sondern treu unserer alten Chronik, — Dodico nennen wollen. Er machte eine Ausnahme von der Regel seiner Standesgenossen; er war in seiner Jugend ein wilder, lebenslustiger Gesell gewesen und hatte viel im Leben gesehen und mitgemacht. Als der schrecklichste seiner Streiche wird es ihm aber von dem Jesuiten, meinem Gewährsmanne, angerechnet, daß er eine Nonne, die er heftig geliebt hatte, aus den geheiligten Ringmauern in seine profanen Arme entführte. Die Chronik meldet nicht, ob sich die Himmelsbraut bei dieser gewaltthätigen Vermenschlichung bloß passiv verhalten habe; sie erzählt uns aber, der Schleier sei dem armen Mädchen aufgedrungen worden, als sie schon in böser Lust zu dem jugendlich schönen und starken Dodico entbrannt gewesen. Mit diesem lebte sie denn auch nach ihrer Entführung in einer glücklichen Ehe, die darum nicht minder glücklich zu sein schien, daß kein Geweihter des Herrn ihre Hände mit dem unauflöslichen Bande umwickelt hatte. Von allen Seiten regnete es geistliche Waffen auf den gottvergessenen Grafen; erst mild ermahnende Hirtenbriefe, daß die allgerechte Kirche mit Rückgabe ihres Schäf-

leins und einer angemessenen Bußsumme dieses Mal noch zufrieden sein wolle — dann donnernde Strafpredigten, in denen Schwefel, Pech und alle möglichen höllischen Substanzen auf Haus und Haupt beider Ruchlosen herabgedräut wurden — endlich vernichtende Bannstrahlen aus allen Stiftern, Kirchen, Klöstern, nah' und fern. Dodico lachte auf seinem festen Schlosse, von dem er sein gesegnetes Gebiet und eine treu ergebene Schaar schlagfertiger Vasallen übersah, der geistlichen Widersacher. Seine Frau lachte auch. Das meldet freilich meine Chronik nicht, allein, da die Weiber trotz ihrer oft getadelten Veränderlichkeit, in einem Punkt stets dieselben bleiben sollen, von Altmutter Eva an bis zur frommen Katharine von Böre und der Mamsell Sonntag hinauf, — darum nehmen wir getrost an, daß sie auch lachte. Bald aber verkehrte sich das Lachen in Weinen, denn je älter die Nonne wurde, desto mehr kam der ausgezogene, geistliche Mensch in der Ritterfrau wieder zum Durchbruch. Sie büßte und betete viel. Als nun gar von den Pfändern ihrer ehelichen Zärtlichkeit eins nach dem andern, zum Theil auf die schrecklichste Weise vom Leben zum Tode kam, als ihr nur Einer geblieben von einer reichen

Anzahl — der älteste Sohn, Odo genannt, des Vaters Freude, der Mutter Trost, — da ward die Furcht der armen Frau immer größer und sie dachte viel an Hölle und Bundbrüchigkeit, bis sie starb.

Es war nun wieder einsam um den alternden Dodico geworden. Oft schlich er träumend und mit einer Wehmuth, die dem starken Manne bisher fremd gewesen war, in den hohen, hallenden Gemächern seiner Burg umher, und suchte die, welche er nirgends mehr finden konnte und die er treu und wahr geliebt hatte, wenn er auch ein wilder Bursche gewesen. Seine einzige Hoffnung ruhete auf dem heranwachsenden Sohne, der sich in ritterlicher Tugend und Kraft vor den strahlenden Augen des Vaters stets herrlicher entfaltete. Er war nunmehr so weit gediehen, daß ihn der Alte, nach urgermanischer Sitte, wehrhaft machen wollte, um ihm die schweren Regierungsgeschäfte demnächst mit gutem Gewissen übergeben und auf seinen Lorbeeren ruhen zu können, wie er bisher, im Geiste seiner Ahnen, auf der Bärenhaut geruhet hatte.

Dieses Wehrhaft=Machen muß ein absonderlich feierlicher Actus gewesen seyn, und ich bedaure jetzt zum ersten Male, daß ich die akademischen

Vorlesungen „deutscher Alterthümer" so wenig benutzt habe. Welch' ein treffliches Bild dieser erhabenen Scene könnt' ich meinen wißbegierigen Lesern hier entwerfen, wenn mir der Professor Grimm den Stoff und der Herr von Tromlitz die Farben dazu lieferten! Da das nun leider der Fall nicht ist, müssen wir uns beiderseits behelfen. So viel scheint mir aus meinem Chronisten hervorzugehen, daß dem jungen Paladin dabei ein Paar güldener Sporen und ein jungfräuliches Schwert überliefert wurden, im Angesicht der sämmtlichen Vasallen des Hauses. Dann mußte er einen Proberitt machen, vielleicht durch die Marken seines künftigen Gebietes, (was auch manchem heutigen Fürsten eine recht zuträgliche Motion nach der Tafel abgeben würde,) und hernach wurde tapfer gegessen und getrunken. Denn wir waren und sind ja Deutsche. Welche Ceremonien weiter dabei vorgefallen, damit kann ich, wie gesagt, nicht dienen. Wem daran liegt, sie zu wissen, wende sich an ein Turnierbuch oder an einen mittelalterlichen Ritterspiegel; in Ermangelung dessen, an Gottfried Basse in Quedlinburg, der, wie bekannt, Ritter und Räuber in allerlei Gestalten als stehende Verlagsartikel fertig liegen hat. —

Am Vorabende jenes bedeutungsvollen Tages, wo der alte Graf etwa mit denselben Gefühlen zu Bette stieg, wie heut' zu Tage eine ehrbare Bürgersfrau, welche den andern Morgen die Probepredigt ihres Erstgebornen anhören will, passirte unfern von seinem Schlosse eine Begebenheit, von der er sich gewiß nichts träumen ließ. Auch muß ich aufrichtig gestehen, daß sich dieselbe nicht in meinem Jesuiten findet. Und dennoch glaube ich nicht minder an ihre Wahrheit. Denn eins jener grauen, kleinen, geschäftigen Wichtelmännchen, die das ganze Wesergebirge behende und schattengleich durchstreifen, eine gutartige Variation der neckenden Berggeister, hat mir die Sache mit leise flüsternden Tönen erzählt, als ich einmal unter einem zerbröckelten Pfeiler des alten Grafenhauses in süßen Schlummer gefallen war. Ich hörte die zarte, monotone Stimme ganz deutlich und dicht an meinem Ohre; als ich mir aber erwachend die Augen rieb und nach meinem geschwätzigen Gesellschafter suchte, sah ich ihn, schlüpfrig und raschelnd wie eine Eidechse, in einer alten Thurmritze verschwinden. Die Buchen nickten noch wehmüthig mit den grünen Köpfen, als wollten sie mir bestätigen, daß der kleine Gnome Recht gehabt

hätte und schüttelten aus den schlanken Zweigen einen blitzenden Regen kühler Maitropfen in mein traumglühendes Angesicht, daß mir die Augen urplötzlich klar aufgingen und ich die ganze Scene deutlich erblickte.

Da nämlich, wo sich die naseweise Diemel durch einen grünen, mit Felsen bestreueten Wiesengrund hinabdrängt in das Bette der harrenden Weser, um in ihren Armen von den Mühen des kurzen Lebenslaufes auszuruhen, — an malerisch schöner Stelle stand um die Zeit, von der wir hier reden, ein einsames, räucheriges Fischerhaus. Es war einer jener Frühlings-Abende, mit denen der verewigte van der Velde seine nicht verewigten Romane anzufangen pflegt, als vor diesem Hause ein junges Mägdlein saß, mit Ausbesserung eines alterthümlichen Netzes beschäftigt, und dazwischen oft über die kleine, vorüberrauschende Diemel hinausblickend, als ob sie Jemanden dort suche oder von dort erwarte. Sie schien recht seelenvergnügt und summte die Barkarola aus der „Stummen von Portici" leise vor sich hin. Diese hatte sie von den langhaarigen, bleichen Wesernixen gelernt, wenn sie bei Vollmondschein tanzend über die spiegelglatten Wellen hinhuschten. Ich

habe sie selbst das Lied oft anstimmen hören, lange, ehe es Monsieur Auber ihnen listig abgelauscht und auf pariser Notenpapier niedergeschrieben hatte.

Das Mädchen war noch sehr jung und wunderschön, wie eine verwunschene Prinzessin. Wenn mir Herr Clauren oder ein anderer ausgezeichneter Portraiteur seinen Pinsel auf einen Augenblick leihen wollte, könnte ich ihr Bild mit leckeren, lockenden Fleischfarben hier abkonterfeien. Ich habe aber mehr zu thun und große Eile. Der junge Mann, der in diesem Augenblicke am entgegengesetzten Ufer der Diemel sichtbar wurde, hatte auch große Eile. Er flog mit Pfeilschnelle dem Flusse zu. Das Mädchen hatte ihn aber schon bemerkt und mit dem langen Netze hinübergewinkt, und dann die Hände vor die Augen gehalten, um ihn eher und besser sehen zu können in der blendenden Abendsonne. Die dunklen Augen thauten und schwammen und quollen über, wahrscheinlich auch von wegen der Abendsonne, und als sie sich jetzt rasch erhob, zitterten ihre Füße und schwankten sehr. Aber sie raffte sich auf und eilte zum Ufer hinunter, lös'te dort einen der müßigen Kähne ab und schiffte gewandt und stark dem gegenüber liegenden Gestade zu. Wie das braune

schmutzige Ruder durch die weißen Hände der Dirne lief, wie ihr vor Anstrengung und Erwartung zitternder Leib sich abspiegelte in den zitternden Wellen, auf denen das weiche, warme Abendroth lagerte, wie die stillen Wiesen rings schimmerten und dufteten und hauchten in leisem Nebel — nicht wahr, das gäbe ein niedliches Almanachs-Bildchen ab?

Als das Schifflein an's Land stieß, dauerte es noch eine Minute und der schlanke Junge lag in den Armen des Mädchens und ein nachkeuchender Jagdhund sprang heulend an ihnen empor und leckte die in einander verwachsenen Hände. Der Kopf des Mädchens ruhte in athemlos süßer Ermattung an der starken Brust des Mannes und die verdunkelten Blicke, die schmeichelnden Finger, der wogende Busen strebten kosend zu ihm empor. Er aber hielt sie küssend umfaßt und seine Augen begruben sich in die dichte Nacht ihrer schwarzen, voll hernieder wallenden Haare. Sie hatten sich noch nicht einmal guten Abend gesagt, sie küßten sich bloß stumm und hielten sich fest umarmt und schauten einander in die leuchtenden Augen. Denn damals galt es noch nicht für ungebildet, ein geliebtes Mädchen wortlos zu küssen.

„Odo", flüsterte die Kleine und holte tief Athem, indem sie sich langsam aus der Umarmung emporhob, „böser Odo! wie lange läßt Du Deine Lisbertha warten? Die Schatten fallen schon länger und ungewisser über die Wiesen, bald wird der Vater heimkehren und dann mußt Du wieder ziehen und Dein verlassenes Mädchen hat Dich kaum gesehen. Ist das recht, Du böser Junge?"

„Herzchen", antwortete der Gescholtene unter schmollenden Küssen, und zog das Mädchen in den Kahn, um sie wieder zu dem andern Ufer hinüber zu führen, „ich konnte nicht eher; Vater hatte mir so viel zu erzählen und von dem morgenden Festtag vorzuplaudern ..."

„Ein Festtag?" fragte Lisbertha, „und davon weiß ich nichts? Es ist doch nicht Allerheiligen oder ein Namenstag, den ihr vornehmen Leute feiern wollt?"

„Nein", entgegnete Odo, „es ist ein Ehren- und Freudentag für Deinen Freund. Man will mich wehrhaft machen auf morgen; dann soll ich ein Schwert bekommen und goldne Sporen, und soll ein Ritter seyn und ein ganzer Mann." Dabei richtete sich der Jüngling stolz an seinem Ruder in die Höhe und sah mit feurigem Entzücken auf

das horchende Mädchen, das zu seinen Füßen saß. Ihr feines Gesicht, welches mit kindlich reiner Freude zu dem Redenden emporgehoben war, erbleichte bei seinen Worten. „Ach!" sprach sie mit tiefer Betrübniß, „dann wirst Du ein reicher und mächtiger Herr werden, wie Dein Vater, und Deine Jagden und Bankette werden Dich ganz einnehmen. Wirst Du dann noch kommen, wie Du bis jetzt gethan, um Dein geringes, armes Mädchen einmal zu küssen?"

„Lisbertha", sprach der junge Mann, und sein offenes Auge blickte ernst und treu in die umwölkten Züge der zagenden Geliebten, „meinst Du, ein deutscher Ritter finge sein Leben mit einem gebrochenen Schwur an? Meinst Du, die Ehren-Ketten und Waffen, mit denen sie mich morgen anthun werden, könnten die alten, heiligen Bände zerreißen, die Deine Liebe um mich schlang? O, ich war ja durch Dich zum Gott gemacht, lange bevor mich die Leute zum Ritter schlagen und bewehren konnten!"

Die kurze Ueberfahrt war jetzt vollendet. Odo hob die Jungfrau empor und zog sie liebkosend in seinen Armen an's Land. Lisbertha's väterliche Hütte stand in geringer Entfernung am Diemel-Ufer.

Vor der kleinen Hausthüre, welche nach alt-westphälischer Sitte in zwei horizontale Hälften geschieden war, stand ein junger Apfelbaum, der die schlanken Zweige sehnend nach den runden Fenstern streckte und dessen strebender Wipfel in wenig Jahren das niedere, graue Strohdach mit grünem Laube zu überwölben versprach. Unter dem Baume hatte Lisbertha's Vater in den Flitterwochen mit seiner längst begrabenen Frau eine hölzerne Bank angebracht, die durch Alter und Wetter mit keimendem Moos und schwarzer Rinde überzogen war. Zu dieser Bank eilten die Liebenden, über die schwellend frischen Wiesen hingleitend, auf denen die ersten Tropfen des Abendthaues glänzten. Hier hatten sie manche stille Stunde gesessen, wenn der alte Fischer draußen war, Hand in Hand, Lippe auf Lippe, und der verschwiegene Apfelbaum hatte neckend in ihre Zärtlichkeiten hineingeflüstert.

Dorthin eilten sie auch heute mit verdoppelter Hast, denn die Zeit war kurz und dieses Jahr hatte ihnen erst so wenige Abende gebracht, die sie auf der alten geliebten Stelle hätten verträumen können. Es war eben im Monat Mai, und der Winter drängte sie stets in die enge, einzige Stube des Häuschens, oder auf die unwirthliche

Diele, wo der Rauch und die Flamme des häuslichen Heerdes unbequem zu den schwarzen, getrockneten Dachsparren emporqualmte. Das war eine öde, verhaßte Zeit für das junge Paar. Der Alte war dann gewöhnlich zu Hause und brummte verdrießlich hinter dem Kamine heraus, wenn Eis und Schnee seinen Zügen und seinem Gewinne ein Ziel setzten. Lisbertha mußte Netze flicken und Fische dörren; sie sah den Geliebten nur selten, oft in vier langen Wochen gar nicht, denn die böse Jahreszeit verschneiete die unwegsamen Thalgründe und die gefällige Diemel, welche sonst freundlich die Hand zu einem seligen Verein geboten, trat dann eigensinnig aus ihren Ufern bis zu der Schwelle des kleinen Fischerhauses, oder bedeckte sich mit großen gefährlichen Schollen, die jeden Uebergang unmöglich machten. Aber „im wunderholden Monat Mai, wenn alle Knospen sprangen", wenn der Apfelbaum die ersten bleichrothen Blüthen ansetzte und der Alte singend und jubelnd seine Kähne zu neuer Fahrt ausbesserte, dann kam Odo jeden Abend, zur Zeit, wo im nächsten Kloster die Vesperglocke bimmelte, vom väterlichen Schlosse herüber. Sein Mädchen holte ihn vom andern Ufer ab und die Bank, worauf Vater und

Mutter in ihren besten Tagen gesessen, nahm die Tochter und ihren Buhlen mit gleicher Bereitwilligkeit auf.

Da hatten sie sich nun wieder einmal niedergelassen. Aber die alte, trauliche Heiterkeit schien heute nicht über ihren Gesichtern zu schweben; das Mädchen lehnte stumm, mit ängstlich klopfendem Herzen an der starken Brust des jungen Mannes; dieser starrte mit glänzenden Blicken, in denen die stolze Vorfreude des morgenden Tages und der Genuß der süßesten Gegenwart zu einer strahlenden Verklärung verschmolz, hinauf in die Krone des Apfelbaums, dessen Blätter und Blüthen in spielendem Abendwinde säuselnd, duftend durcheinander wogten. Sein Hund hatte vergebens den Kopf auf den Schooß des Mädchens gelegt und die schnuppernde Nase heimlich bittend in ihre Hand geschoben, die sonst für den treuen Begleiter ihres Freundes immer einen Leckerbissen bereit hatte. Heute ward er vergessen.

„Bist Du durstig?" fragte endlich Lisbertha den jungen Mann und strich ihm leise über die glühende Stirn. — „Nach Deinem Kusse", war die Antwort und seine Lippen senkten sich sehnend zu ihren Wangen herab. Das Fest von morgen

und alles Ritterthum ging ihm unter in den flehenden Augen der Jungfrau, er sah und dachte nur an sie in dieser Minute. —

Seliger Traum der ersten Liebe! In deinen Wellen versinken alle hochfliegenden Pläne des jungen Geistes, alle Thränen des Grams, alle Sorgen und aller Schmutz des Alltags; mit friedlicher Beschränkung legst du dich kühl und weich, wie ein dämmernder Herbst-Abend, um glühende Häupter — seliger, dreimal seliger Traum, dessen Lichter bleich und verschwimmend, ein letztes Abendroth, in die graue, eintönige Wüste des Alters herüberzittern! —

„Mir ist bange um Dich, unsäglich bange!" sprach Lisbertha wieder nach langer, heißer, lautloser Umarmung. „Aengstliche Träume, die ich in der letzten Zeit gehabt, lassen mich Schreckliches ahnen ... Odo! wenn Du plötzlich stürbest, oder mich vergessen müßtest, und verstoßen von Deiner Brust ..." Die Stimme versagte ihr, sie stützte das schwere Haupt laut schluchzend in die gefalteten Hände.

„Sei mein Mädchen, mein starkes Mädchen", entgegnete der Jüngling und streichelte tröstend den Arm der Bewegten. „Ist es nun doch wieder

Frühling worden und kann ich doch täglich zu Dir kommen, was willst Du noch, meine kleine, süße Freundin? Fehlt uns denn etwas, so lange wir uns haben? Blicke mir nicht in eine ferne, ungewisse Zukunft, halte Dich an der vorübergleitenden Minute. — Gewiß! es muß, es muß Alles gut werden, denn wir sind uns ja gut und treu!"

„Ach!" seufzte Lisbertha, „der Fehler Deines eigenmächtigen, kühnen Vaters, der eine Braut des Herrn aus heiligen Mauern geraubt, wird schwer auf Deinem Hause lasten und vielleicht ist Dein Haupt, das schuldlose, auserlesen, um die Strafe des Himmels für solche Frevel zu tragen. Weißt Du nicht, wie die frommen Bischöfe auf ihn und sein ganzes Geschlecht ihren Fluch gelegt haben? Wie man gegen Deinen Vater in allen Gotteshäusern eifert und predigt? Wie unsere Gegend, die Euer Gebiet ist, gemieden wird von Allem, was geistlich ist? Es thut nicht gut, Odo!" schloß sie kopfschüttelnd und schaute bekümmert vor sich nieder.

„Haben die Schleicher ihren Weg zu diesem Ohre auch gefunden?" sprach der junge Graf mit finsterer Stirne. „Ich segne die rasche, ritterliche That meines Vaters; denn sie hat von meiner

Jugend den finsteren Druck einer klösterlichen Erziehung fern gehalten, und jenes tückische, herrschsüchtige Volk von Mönchen und Beichtvätern aus unserm Gau verscheucht. Und ist er darum weniger blühend und gesegnet als die benachbarten? Sind unsere Lehensleute weniger gut, weil sie nicht allsonntäglich zur Messe wandeln? Hat mein Vater meine selige Mutter minder geliebt, weil er sie als freier Mann errungen und nicht als Geschenk aus den Händen eines Pfaffen demüthig hingenommen?"

„Odo, wie Du gottlos redest!" unterbrach ihn das Mädchen und verschloß den zürnenden Mund mit einem Kusse. „Sei nicht so wild und so heftig, Lieber! Du erschreckst mich immer."

„Gerade in jenem vorurtheilsfreien Geiste meines Vaters", fuhr Odo fort, „welcher mich, den in unerlaubter Ehe gezeugten Sohn, zum Erben seiner Güter einsetzt, in der ungünstigen Stimmung dieses Hauses gegen Alles, was geistlich und kirchlich heißt, — gerade darin liegt ja die Bürgschaft für unser Glück, meine Lisbertha. Darum laß mir alle Ahnungen, alle Träume fahren, Du frommes Kind! und behalte mich lieb —

dann will ich allen Mönchen und Heiligen zum Trotz ein glücklicher, freier Mann werden!"

Es donnerte nicht und blitzte nicht bei solchen leichtsinnigen und frevelhaften Redensarten. Der Himmel blieb klar und tiefblau, wie zuvor; die leise heranwandelnden Sterne schauten freundlich auf die Bank an der Fischerhütte herab, und hinter den dunklen Bergwäldern kam der Vollmond groß und glühend aufgezogen. Aber in dem Kloster, das in weiter Ferne auf dem rechten Weserufer seine schwarzen, spitzen Thürme emporstreckte, wurde das Abendglöcklein hörbar. Seine Klänge schlugen, wie unwillkommene Wächter, mahnend an das Ohr der Liebenden, welche in ihren Anblick versunken, lange stumm dagesessen hatten.

„Horch!" sagte Odo und erhob sich langsam, „die alten Töne, welche mich aus Deinen Armen reißen." Das Mädchen stand ebenfalls auf und sie wandelten — ach! wie schleichend ihre Schritte jetzt waren, gegen vorhin — dem Diemel-Ufer zu. Odo band den Kahn wieder los und Beide bestiegen ihn. Denn Lisbertha pflegte den Freund hinüber zu begleiten, um so lange als möglich seine Gestalt sehen zu können, und wenn diese in den Schatten der Nacht allmählig verschwand, dann

kehrte sie langsam in ihr Schifflein zurück, und steuerte mit weinenden Augen der verödeten Hütte zu, —

„Still sich freuend, wann es wieder
Abend würde sein.“

Der Mond hatte eine lange Strahlenbrücke über den Fluß gebaut, das Boot durchschnitt plätschernd die eingeschlafenen Wellen, und die neugierigen Nixen, die von dem späten Geräusch erwachten, tauchten lauschend empor und blickten mit grünen, neidischen Augen auf die beiden seligen Menschenkinder. Wie gern hätten sie das Mädchen herniedergezogen in das feuchte, stille Reich, welches ihren Liebesdurst und ihre ewig unbefriedigte Sehnsucht kalt umschloß! Aber die Tage ihrer Herrschaft waren seit christlicher Zeitrechnung vorbei und sie mußten sich begnügen, den schönen, starken Sterblichen mit seufzendem Verlangen anzublicken und dem Mädchen ihre heimlichen, beschwörenden Zauberworte nachzusenden, mit denen ihre hellenischen Schwestern an dem jungen Hylas einst Wunder gethan hatten. Jetzt verhallten sie leer über dem Wasser und die ohnmächtigen Göttinnen stürzten heulend in die alte Grabestiefe zurück.

„Weißt Du noch", sagte Lisbertha, als sie am andern Ufer angelangt, „hier war es, wo Du mich an jenem Abend aus den Wellen gerissen? Letzten Gregorii sind es zwei Jahre gewesen, daß ich an dieser Stelle die Augen wieder aufschlug und den Deinen begegnete, welche besorgt über mir hingen. Mir ist immer, wenn ich über unsere Diemel fahre, als ob die Wellen grollend nach dem einmal geretteten Opfer griffen; ich fürchte mich dann heimlich und eile, das sichere Land und die niedere Hütte wieder zu erreichen."

„Damals", sagte Odo, den Augenblick seiner That und ihre seligen Folgen still überträumend, „damals warst Du vierzehn, ich sechszehn. Es war Ende Mai, wo der Gebirgsschnee im Oberlande schnell geschmolzen war und der ganze Gau einem großen Landsee glich, als ich, auf den weiten Gewässern kahnend, die Umgebung des väterlichen Schlosses absichtslos verließ und stromhinunter trieb. Dort an den Weiden sah ich einen menschlichen Körper, der hin und wieder aus den Wellen auftauchte; hier riß ich ihn glücklich aus den Untiefen heraus — Lisbertha, Du warst's, Dein Leben hatt' ich gerettet, um dem meinigen sein höchstes Glück zu geben."

So war es, obgleich diese Rettungshistorie dem geneigten Leser nur als eine schwache Auflage und Wiederholung tausend ähnlicher Fälle erscheinen mag, wo der erste Held die erste Liebhaberin aus Feuer- und Wassersnoth kühnlich erlös't, um sie hernach mit seinen Liebeserklärungen desto sicherer zu verbrennen oder zu überschwemmen. Der junge Graf sah bei dieser Gelegenheit das Fischermädchen zum ersten Male; allein schon im Sommer desselben Jahres schoß die Blume ihrer Liebe hoch und gewaltig auf und Odo ließ keinen Abend hingehen, ohne sich von dem Wohlsein seiner Geretteten zu überzeugen. Sein Vater hatte sich nie sonderlich um seine Wege bekümmert und ihn im Schooße der lieben Natur ruhig aufwachsen lassen; seine Mutter war längst in dem Herrn entschlafen, dem sie lebend entflohen war, und der alte Fischer hatte mehr zu thun, als sich mit den abendlichen Unterhaltungen seines Kindes zu beschäftigen. Auf diese Weise wird es erklärlich, wie die beiden jungen Herzen, in diesem von der Welt abgeschiedenen Winkel sich selbst überlassen, bald dem Gefühle der Liebe zugänglich wurden und in dem schnell vorüberrauschenden Traume zweier Jahre zu dem treuesten, innigsten Bündniß in einander wuchsen.

Eben jetzt schlugen sie zu schmerzlichem Abschiede an einander. Dem Mädchen war bei der Erinnerung an ihre erste, trübe Begegnung mit dem jungen Grafen so weh geworden, daß die geheimen Ahnungen von nahem Unglücke, die Kuß und Worte des Geliebten kaum beschwichtigt hatten, von Neuem schmerzlich erwachten. Sie drückte sich krampfhaft schluchzend fest in seine Arme. „Odo“, hauchte sie, „komm morgen wieder, nur für einen Augenblick komm zu Deinem Mädchen, daß es an Deiner Brust seine thörichten, furchtsamen Thränen weinen kann. O, wenn Du nicht wieder kämest, nie wieder kämest“ — —

Wir wollen ihren Schmerz und den Abschied bekümmerter Liebe nicht weiter ausmalen; theils weil ich es nicht im Stande bin; theils weil in den vorhergehenden Seiten schon so viele Worte und Küsse gewechselt worden sind, daß ich mich in die Seele meiner fittsamen Leserinnen hineinschäme, der moralischen Censur gar nicht zu gedenken.

Der Jüngling sprang aus dem Schiffe und eilte hinweg. Lisbertha stand lange unbeweglich und verfolgte ihn mit ihren Augen, so lange der Vollmond den Körper und den Schatten des Fliehenden sichtbar machte. Dann schiffte sie hinüber

und ging heim. Ihr Vater kam auch bald und schalt das Mädchen, welches weinend vor einem kleinen Marienbilde kniete, statt sein Abendbrot zurecht zu machen. Er war ein Fischersmann, wie es ihrer noch heut zu Tage viele am Weserstrome giebt, während die Species der Lisberthen an seinen Ufern sehr selten wird. An ihre Stelle sind große, robuste Bauerdirnen getreten, welche unendliche Füße haben und ein schreckliches Plattdeutsch reden. Das ist das Loos des Schönen auf der Erde!

Und als der brummende Vater längst nach seinem harten Tagewerke in gesunden Schlaf gesunken war, öffnete Lisbertha noch einmal die Thür der Hütte und grüßte mit Hand und Blick und Lippe die Gegend, in welcher Odo athmete. Die Wellen der Diemel rauschten und glänzten in mitternächtlichem Reize; der Apfelbaum schüttete einen Regen feiner Blüthen auf ihren entblößten Busen, die Gegend lag stumm und licht da, wie ein gemalter Friedhof. Einen Augenblick stand das Mädchen so; dann schritt sie in ihre Kammer zurück. Die Thür der Hütte fiel seufzend hinter ihr zu und es ward stille draußen und drinnen.

Stille, ganz stille .... — —

Ich lasse jetzt als gewissenloser Novellenschreiber die schönste Gelegenheit zu einer dämonischen Abendscene leichtsinnig fahren, aus welcher unter geschickteren Händen gewiß ein Müllner'scher Monolog voll grauenvoller Ahnungen und Schicksalsjamben hervorgegangen wäre. Zu dem Ende brauchte ich nicht etwa die alte unverbürgte Geschichte mit der Waffenwache des jungen Ritters hier aufgewärmt und ausgeputzt an's Licht zu stellen; ich könnte nur meinen nervenschwachen Leserinnen vorlügen, daß der alte Graf und sein Sohn Odo nach der Zurückkunft des Letzteren in der großen Ritterhalle noch ein empfindsames Zwiegespräch gepflogen hätten. Dazu müßten denn die gemalten Ahnenbilder von der Wand in täuschendem Mondlicht fratzenhaft herunter nicken, oder eine alte Fahne plötzlich mit donnerähnlichem Rumor auf den klingenden Fußboden fallen, und einige wenige Fledermäuse kreischend und schwirrend mit den Flügeln an die Fensterscheiben klopfen. Alles das würde die nachfolgenden, traurigen Begebenheiten effectvoll angedeutet und vermittelt haben. Trotz meiner augenscheinlichen Anlagen für solche Nachtstücke, erkläre ich hiermit der strengsten Wahrscheinlichkeit gemäß, daß der alte Herr Graf längst eingeschlafen

war, als Odo mit glühenden Wangen die kleine Meile von dem Fischerhause bis zu seinem väterlichen Schlosse zurückgelegt hatte. Mit dieser, alle Romantik und alle Bogenberechnung aufopfernden Geschichtstreue hoffe ich die Herzen meiner Kritiker zu bestechen und respective zu versöhnen, wenn dieselben an der vorher geschilderten Schäferstunde einigen gerechten Anstoß genommen haben sollten. Vielleicht schien ihnen der Jüngling nicht genug mittelalterlich und über die Maßen sentimental, oder das Mädchen zu vornehm, zu wohlredend; vielleicht finden sie einige Aehnlichkeit zwischen dieser Scene und tausend anderen, die in ganz verschiedenen Gegenden, zu viel späteren Zeiten spielen?

Es ist auch in der That eine schreiende Sünde gegen alle historischen Taschenbücher, daß ein Ritterjüngling aus dem achten Jahrhundert ein Fischermädchen liebt und mit ihr koset, wie Romeo mit seiner Julia. Es ist nicht minder gegen alle Regeln der Natur- und Erdkunde, daß ein Fischermädchen am Weserstrom weiße Hände und schwarze Haare hat. Es ist rein unverzeihlich!

Und dennoch ist es so. Die Schönheit blühet in allen Farben und Formen, durch alle Zeiten und alle Zonen, nach eigenem Gesetz und in freier

Gabe; die Liebe aber geht wie ein heiliger Gottesgeist durch alle Geschlechter und alle Lande, und wo sie ein Herz segnend in ihre Arme nimmt, da wird es Frühling, und wo ihr Fuß ein Herz zertritt, da blutet es und zerbricht, — jetzt so gut, wie damals und einst so gut, wie jetzt.

Das ist gewißlich wahr. —

In der Brust des jungen Grafen hatte sie sich segnend niedergelassen, diese Liebe. Darum sank er bald nach seiner Ankunft in unschuldiger, inniger Freude auf sein Lager nieder; darum schlossen sich die blauen Augen schnell und leicht zu einem tiefen Schlummer und der Traum, den die Liebe mit leiser Hand um seine Sinne webte, war eitel Wonne. So fand ihn der Vater am andern Morgen noch fest schlafend, als er von innerer Unruhe gejagt, sein Ruhebette früher denn gewöhnlich verlassen hatte und nach dem des Sohnes hinübergeschritten war. Die blonden Locken umflossen in nächtlicher Unordnung die glühenden Wangen des Schläfers, sein einer Arm lag, regungslos und doch so kräftig, unter dem gesenkten Haupte, die halb geöffneten Lippen schienen nach süßen Worten zu ringen oder süßeren Küssen lechzend entgegen zu schwellen. Dodico verweilte mit klopfendem

Herzen bei dem Bilde. Der männlichen Seele ging das wechselnde Spiel seines verrinnenden Lebens noch einmal vorüber, die Gestalt seines abgeschiedenen Weibes glaubte er schmerzlich lächelnd über dem Lager ihres Erstgebornen schweben zu sehen und der ganze, reiche Segen seiner von den Menschen verfluchten Liebe drängte sich überschwänglich in den Anblick des einzigen Sohnes, dem die eben aufgehende Sonne des großen Festtages eine verheißende Glorie um die junge Heldenstirn flocht. Da wallte das harte Gemüth des Mannes in mannigfacher Ahnung und Erinnerung erschüttert über, die steifen Knie des gottlosen, frivolen Kirchenfeindes beugten sich in gläubiger Demuth und mit frommem Danke, das ergraute Haupt sank, vielleicht zum ersten Male, mit weinenden Augen zu dem Bette des Jünglings hernieder.

Odo erwachte und das Geräusch der früh beginnenden Feierlichkeit auch. Die Rosse wieherten hell auf in den Ställen, die Knappen putzten emsig an dem blanken Waffenwerk, Graf Dodico schritt ordnend und scheltend und überglücklich durch die ganze, festtäglich angethane Burg. Die Fahne mit dem Zeichen der gräflichen Familie wehete

lustig in dem frischem Morgenwinde von den Zinnen des Schlosses herab, die Wellen der Weser zogen blitzend, wie ein gepanzertes Heer, durch die stillen, grünen Berge, ein elastischer Maihimmel hatte sich liebend und leuchtend über die ganze, weite Gegend ausgebreitet. Der Held des Tages stand aber einsam auf hohem Söller und sein Auge flog sehnend nach jener Gegend, wo die Diemel an der Schwelle des Fischerhauses vorüberrauschte. Unter all' den Bildern kommender Herrlichkeit schwebte die Gestalt seines Mädchens lockend voran und, die Hand auf das hüpfende Herz gedrückt, flüsterte er ihren Namen in die weichen Lenzlüfte hinaus, die ihm schmeichelnd, wie Liebchens Gruß, um die Wangen und durch die weithin flatternden Haare spielten.

Unten im Thale war es mittlerweile auch laut und lebendig geworden. Schaaren geputzter Landleute wallten, mit froher Neugier in den kräftigen Gesichtern, von verschiedenen Seiten zum Schlosse, um die festtägliche Bewehrung ihres künftigen Herrn und Gebieters mit anzusehen. Der alte Fischer am Diemel-Ufer hatte auch frühzeitig sein Sonntagskleid aus der bestäubten Truhe genommen und den Netzen einen seltenen Rasttag gegönnt,

um nicht unter den Zuschauern zu fehlen. Sein Töchterlein erwachte bei dem ersten Sonnenstrahle, der hell an das kleine Fenster klopfte, und schüttelte unwillig einen bösen, schweren Traum von sich ab, der ihren späten Schlaf beunruhigt hatte. Es macht mir Vergnügen, meinen Leserinnen, die in heimlichem Besitze eines Traumbuches sind, dieses Exemplar eines ängstlichen Traumes vorzulegen, und die Leser, welche sich über so viele unnütze und wirre Traumgeschichten neuerdings heftig zu beklagen pflegen, mit einer neuen ein Weniges zu quälen.

Ihr träumte, sie säße mit Odo an der gewohnten Stelle unter dem blühenden Apfelbaume. Da sah sie aus der Stirn des Geliebten plötzlich eine rothe Rose entsprießen und, als der Kelch der Blume die glühenden Blätter knisternd entfaltete, siehe! da sprang ein warmer Blutstrahl aus den duftenden Tiefen und übergoß den Leib des Jünglings und den ihrigen mit seinen Wellen.

Man wird nichts Besonderes in diesem Traume der jungen Fischerin finden, weder etwas sehr Wüstes und Unheimliches, noch etwas Deutsames und Symbolisches. Doch versichere ich, daß Lisbertha heftig davon erschüttert war; denn sie litt

noch an jenem mädchenhaften Aberglauben, den unsere aufgeklärte, nüchterne Zeit in die verschwiegenen Herzen einzelner poetischer Naturen und in allerlei nebel= und schwebelhafte Phantasiestücke zurückgedrängt hat. Darum setzte sie dem ungewöhnlich wohl aufgeräumten Vater mit ihren Bitten und Liebkosungen so lange zu, bis sie ihm die Erlaubniß abgeschmeichelt hatte, ihn auf seinem Wege nach dem Grafenhause begleiten zu dürfen, um sich die dortigen Herrlichkeiten auch einmal mit anzusehen.

Wie zitterten die Hände des bräutlichen Kindes, als sie den rothen Staatsrock in hastiger Eile um die schlanken Glieder warf und das hölzerne Kreuzchen von ihrer seligen Mutter um den fiberisch wallenden Busen hing. Ich weiß leider nicht mehr genug von meiner Kirchengeschichte, um mit Gewißheit erklären zu können, ob damals der Gebrauch des Firmelns in der allein seligmachenden Kirche schon eingeführt gewesen sei, sonst würde ich dreist behaupten, daß ihr jetzt gerade so zu Muthe war, als in der Stunde, wo sie den weltlichen Staat für die heilige Handlung anlegte. Sie hatte das stolze Schloß, in dem der Geliebte residirte, immer nur aus ehrerbietiger Ferne gesehen und

war geflissentlich jeder Gelegenheit aus dem Wege gegangen, welche sie jenen vornehmen Räumen hätte nähern können. Der Freund würde ihr fremd werden, meinte sie, wenn sie ihn einmal in diesen glänzenden Umgebungen, in aller unendlichen Hoheit seines Standes erblickte und nur mit Zagen und Bangen hätte sie in die dunkle, ländliche Armuth ihres Vaterhauses zurückkehren können. Wäre sie eine Kennerin der klassischen Mythologie gewesen, wie ihre späten Schwestern, so würde sie sich mit der neugierigen Semele verglichen haben, die ihr Gelüst nach dem unverhüllten Gotte mit dem jungen Leben bezahlen mußte! Aber heute mochte sie dem unruhig ahnenden Verlangen des Herzens nicht länger widerstehen. Das lockende Bild ihres Jünglings in schimmerndem Waffenschmuck mit den stolz strahlenden Augen und dem kräftig erhobenen Körper schwebte ihr zu lebendig vor, und sie berauschte sich in dem Vortraume der Festlichkeiten, mit denen man ihn heute überschütten würde. Darum schmückte sie sich auf's Beste heraus, um dem Gefeierten nicht das Gefühl einer bittern Beschämung zu bereiten, wenn einer seiner Blicke zufällig auf das arme, seiner Liebe gewürdigte Fischerkind fallen sollte, und als sie bei der

Ueberfahrt über den Fluß ihr Bild in seinen klaren Wellen mit verschämtem Erröthen verstohlen musterte, meinte sie leise flüsternd, daß Odo wohl herrlich sein würde, wie eine flammende Sonne, und über die Maßen groß und schön, aber so häßlich sei doch seine Lisbertha auch nicht.

Der Vater vermochte mit dem Mädchen kaum Schritt zu halten, das rastlos über die schattigen, einsamen Waldpfade vor ihm hinschwebte. Armer, argloser Wassermann! Dich trieb ja nichts, als die Hoffnung auf einen Trunk deutschen Gerstensaftes, mit dem man die ländlichen Gäste da oben regaliren möchte; Deine Tochter aber beflügelte die Liebe, die erste Liebe, und die Engel des Herrn trugen sie auf ihren Händen an das Ziel stiller Sehnsucht. Die feucht-glänzenden Maienbüsche nickten ihr ein freundliches Willkommen zu, die munteren Finken schwangen sich plaudernd neben ihr her von Busch zu Busch, und als sie am Ende des Gehölzes das Grafenhaus blank und hoch im Strahle der Morgensonne vor sich liegen sah, als der Gedanke, daß der, dem Alles gehörte, was sie sah, weit und breit, nah und fern, daß der ihr Eigenthum sei, das jungfräuliche Herz überfluthete,

da lehnte sie ihr brennendes Angesicht an die ruhige Brust des nachschlendernden Vaters und hielt den Erstaunten einen Augenblick lang fest umschlungen.

Kopf an Kopf standen die harrenden Vasallen, kein Athemzug in der ganzen Versammlung, in dem weiten Burghofe ihres gestrengen Herrn. Es war etwa um die achte Stunde des Morgens. Da öffneten sich die Thore des Hauses und heraus schritt Graf Dodico, angethan mit allen glänzenden Zeichen seiner Würde, das strenge Gesicht von bebender Vaterfreude bleich, an seiner Rechten Odo, der junge, stattliche Held. Seine leuchtenden Blicke flogen über den dichten Menschenknäul, der ihn umgab — sie, die Ferne und doch so Nahe, entdeckte das freudentrunkene Auge nicht. Wie konnte er auch! Lisbertha hatte sich, erdrückt durch den Anblick des Ersehnten, schwindelnd von den gewaltigen Schauern dieses Augenblickes, eng an den Vater geschmiegt, und hielt seinen Arm krampfhaft umklammert. Jetzt hatte der alte Graf das herbeigeführte Roß bestiegen; Odo's starker westphälischer Streithengst stand an der Hand eines Knappen, seinen jugendlichen Reiter erwartend, welcher leicht auf ihn zuschreitet. Jetzt —

Ich ersuche meine Leserinnen, die Augen eine Minute lang zuzumachen.

In der That: ich bin sehr betrübt, der Sache einen so traurigen Ausgang geben zu müssen. Die Gelehrten werden's mir nicht verzeihen, daß ich ohne psychologische Begründung, durch einen bloßen Schicksalscoup, den Helden meiner Historie diabolisch umbringe. Allein ich kann nicht anders, besonders da mir nicht, wie Papa Lafontaine, eine milde Fürbitterin in der Person meiner Frau in die tödtlich geschwungene Feder fällt. Ich folge der Chronik meines Jesuiten auch hierin mit unbestechlicher Treue, und diese erzählt mit dürren lateinischen Worten: daß Graf Odo in demselben Momente, als er das gezäumte Streitroß habe besteigen wollen, durch einen Hufschlag desselben am Kopfe hart getroffen worden sei und sofort seinen Geist aufgegeben habe. Eine naturhistorische Erklärung dieses theatralischen Ereignisses findet sich nicht vor, weil Auflösungen der Art vielleicht damals noch nicht so beliebt waren, als heut' zu Tage. Dagegen giebt der fromme Mann eine starke Folioseite gottseliger Betrachtungen, die ich hier unterdrücke, weil diese im Gegentheil heut' zu Tage nicht so beliebt sind, wie damals. —

Lisbertha, unselige Lisbertha!

— Da kommt das Schicksal — Roh und kalt
Faßt es des Freundes zärtliche Gestalt
Und wirft ihn unter den Hufschlag seiner Pferde. —

Odo lag am Boden. Neben ihm kniete ein unbekanntes Fischermädchen und umschlang die Brust des leise Röchelnden mit beiden Armen. In dem Augenblicke, da das Gräßliche geschah, hatte sie sich mit dem Aufschrei: „mein Traum, mein Traum!“ durch die erstarrt stehende Menge hindurch gedrängt. Das Blut, welches aus der tiefen Stirnwunde des Getödteten hervor sprudelte, bedeckte ihr Gewand, ihre Lippen hefteten sich auf des Jünglings verbleichenden Mund, ihre Finger suchten seine letzten stockenden Herzschläge aufzufangen. Der alte Graf hatte bei dem Geräusche des aufbäumenden Pferdes den Kopf zur Seite gewandt, um nach dem Sohne umzuschauen; bei dem Anblick des Entsetzlichen war er ohne Laut von seinem Rosse herniedergeglitten und stand mit niederhangenden Armen, thränenlos, wortlos, an der Leiche seines Einzigen; die Umgebung glich einem bewegten Meere, dessen Wellen ein Augenblick in eine starre, stumme Felsengruppe verwandelt hat. Nur Einer aus dem Haufen, ein ältlicher

Mann, schwang sich nach den ersten Secunden des Grauens auf einen erhöhten Stein im Bereiche des Hofes. Dort ließ er die unscheinbare Landmannstracht fallen, welche die hagere, gebeugte Gestalt verhüllt hatte, und eine dunkelbraune Mönchskapuze kam darunter zum Vorschein. Hoch hob der Verkappte die entfleischte Hand, um welche der weite Aermel in wallenden Falten wogte, sein Antlitz glühte in rasender Begeisterung, die funkelnden Augen ruhten mit der befriedigten Gier des satten Tigers auf der Jammerscene zu seinen Füßen.

„Sehet da, Verblendete!" so schrie der Mönch, und seine donnernde Stimme gellte schneidend durch die Todtenstille, „sehet da, wie der Herr der Herrn den Bannfluch seiner allerheiligen Kirche vollstreckt! Der Grundstein dieses von Gott verfluchten Hauses liegt von dem Blitz des Allmächtigen zerschmettert, und hier setz' ich den Fuß auf seine Trümmer und ruf' es Euch in die Ohren mit den Posaunenklängen des jüngsten Tages, das ist Gottes Gericht und die Rache für seine geschmähten Diener. Nieder auf die Knie, Ihr Ungläubigen, zurück in deine Ställe, du ungetreue Heerde. Siehe! hier ist der Herr Zebaoth, dein gestrenger Gott, ein

Gott, der da sprach: Ich will vergelten! Und er vergalt." —

Mein Jesuit macht viel Aufhebens von der blitzenden Beredtsamkeit des frommen Vaters, der sich vielleicht in leiser Ahnung, daß in partibus infidelium doch noch etwas für Mutter Kirche gewonnen werden könne, verkleidet zu dem Feste geschlichen hatte und den ersten furchtbaren Moment so klug und so kühn zu benutzen wußte. Er erzählt, daß alles anwesende Volk, wie vom Schlage getroffen, auf die Knie niedergefallen wäre und die strafende Rechte des erzürnten Gottes in dem wunderbaren Unglücke reuig angebetet habe. Auch wucherte die Saat, welche die Hand des Mönches in den aufgelockerten Boden gewandt eingestreut hatte, bald zu einem herrlichen Brodbaume empor, der seine Früchte in den Schooß der „Arbeiter im Weinberge" ausschüttete. „Es erzitterte", so meldet meine Chronik, der man die Siegestrompete der triumphirenden Kirche deutlich anhört, — „es erzitterte der gebeugte Vater, bebend erkannte er die Strafe des Himmels und zur Sühne gab er seine Grafschaft dem geistlichen Hirten gegen eine Precarie für den Lebensunterhalt hin. Er starb im Elende, im Jahre Domini 1020 und im fol-

genden Jahre bestätigte Kaiser Heinrich II. den Bischof Meinwerk und dessen Stift in dem Besitz der Dodico'schen Grafschaft!"

So erzählen die Monumenta Paderbornensia, welche die Sache wohl verstehen müssen. Denn die ganze Geschichte passirte nicht weit von den Gränzen des paderbornischen Bisthums, und der Name des Grafenhauses, den ich leichtsinniger Weise vergessen hatte, ist mir bei der Gelegenheit auch eingefallen. Es war die Linie der Grafen Wartberg, welche auf diese tragische Weise erlosch, deren Andenken sich aber bis auf die heutige Stunde in dem Städtchen Warburg erhält, welches auf ihrem ehemaligen Grund und Boden emporgewachsen ist. Der ernsthaften und unzufriedenen Leute wegen, welche mich der zwecklosen Erdichtung einer so betrübten Geschichte beschuldigen könnten, ist es mir ausnehmend lieb, daß ich meine Ehre und die Gelehrsamkeit meines Lehrers in der Geschichte auf diese glänzende Weise vertheidigen kann. —

„Der gebeugte Vater starb im Elend", so meldet meine Chronik; davon meldet sie nichts, wie der kinderlose Greis zuweilen im Schatten der Nacht herniederstieg von der öden Klausner-

wohnung, in der er sich und sein ungeheures Leid begraben hatte, und in den verwitternden Hallen seiner Burg wie ihr scheidender Schutzgeist stöhnend umherwandelte; wie die hochmüthigen, feisten Mönchsgesichter streng und stolz auf den Büßer herabsahen und die Stacheln seiner kleinmüthigen Reue und seiner endlosen Verzweiflung immer tiefer in das brechende Herz drückten.

Auch davon meldet sie kein Wort, wie der Fischer vom Diemelstrome sein bleiches, schönes Mägdlein von der bleichen, schönen Leiche des Grafensohnes fortgerissen und die Willenlose heimgetragen hat in die alte Hütte. Wie er sie unterwegs mit Fragen und Küssen und Drohungen und Flüchen bestürmt, und doch keine Thräne aus den Augen, keinen Ton aus den Lippen herausgepreßt, wie sie daheim die Feierkleider, welche das warme Blut des Erschlagenen durstig aufgetrunken hatten, still in die noch offenstehende Truhe geschlossen und das einfache Mittagsmahl mit der unbewußten Geschäftigkeit einer Nachtwandlerin beschickt — davon reden die alten vergilbten Blätter meines Buches keine Sylbe. Aber das Wichtelmännchen vom Wesergebirge hat mir von der Fischerin in seinem wehmüthigen Mährlein

desto lieber erzählt, und ich will meinen Leserinnen sein Ende nicht vorenthalten.

Es war Abend, der dritte Abend nach jener blutigen Morgenstunde, als Lisbertha zu der Zeit, wo Odo herüber zu kommen pflegte, aus der niedrigen Hüttenthür trat. Ihr Vater war, in rathloser Angst über den Zustand seines Kindes, das er von einem bösen Dämon besessen glaubte, nach einem berühmten Wundermanne in ferner Gegend gezogen, der sich schon durch viele geistige und körperliche Kuren einen Namen gemacht hatte. Er hatte bei seinem Aufbruche, weil die Kranke in ruhigem Schlummer zu liegen schien, gewissenhaft drei Kreuze über ihre Stirne gemacht und die leise athmende Brust mit einem Restchen Weihwasser besprengt; nun würde das böse Wesen, so hoffte er, bis zu seiner Rückkehr mindestens nicht zunehmen.

Also, Lisbertha trat heraus am dritten Abend und setzte sich still auf die Bank unter dem Apfelbaum. Es war Alles noch so, wie vor drei Tagen, die Diemel rauschte, die Wiesen glänzten, die Bäume blüheten. Der Mai war so recht in vollem Schaffen. Auch der Vollmond kam wieder hinter den dunkeln Bergwäldern heraufgezogen und goß

seine weichen Lichtströme über die Bank, wo das Mädchen saß — nur das Mädchen, das einsame Mädchen. Und als die alten Abendglocken im fernen Kloster wieder aufwachten, da erhob sich Lisbertha und wandelte dem Diemel-Ufer zu und band den Kahn los und steuerte hinüber. Auf dem Strome aber redete sie halbe gebrochene Töne, und man wußte nicht, ob sie mit den murmelnden Wellen sprach oder mit den stumpfen Weiden, die längs dem Ufer standen, oder mit dem Monde, der wieder seine Strahlenbrücke über das Wasser gebaut hatte. Das braune Ruder war leicht aus den Händen der Schifferin geglitten, sie schien nicht zu bemerken, daß es müßig ruhete und daß ihr Boot mit den Wogen der Diemel hinabgetrieben wurde. Wie schlafend saß sie am Boden des Fahrzeuges und hatte den Kopf über den Rand desselben gelehnt, als ob sie den leisen, ziehenden, siedenden Stimmen horchte, welche tief im Fluthenschooße ihre eintönigen Weisen forthauchten. Das wären die Diemelnixen, die ihren Kindern Wiegenliedchen sangen.

Die Stimmen wurden ihr aber immer lauter und lockender, die ersten Sterne schauten aus den spiegelglatten Wellen die Dahingleitende sehnsüchtig

mit treuen, müde blinzenden Aeuglein an, hie und da erhob sich eine feuchte Hand aus den Tiefen und griff nach ihrem Haupte. Da schwankte das Schifflein urplötzlich. Die Darinsitzende hatte sich taumelnd erhoben und — der Kahn tanzte leer auf den Wellen fort.

Hei! wie regten sich da die Nixen und sprangen aus den kühlen Betten, als die gehaßte, beneidete Sterbliche in ihr Reich hinabfiel; wie schlangen sie die kalten Arme um den Busen der Unglücklichen und küßten ihr den letzten, lebenswarmen Seufzer von den blauen Lippen und drückten die braunen Augen mit den nassen Fingern emsig zu! „Endlich, endlich", flüsterten sie in verbissener Freude, und tanzten einmal kreisend in die Höhe; die Wellen bäumten sich frohlockend, als ob ein träumender Sturmwind darüber hingefahren wäre und gingen dann wieder ihre Wege fort, glatt und glänzend, wie zuvor.

Der Vater kam spät am Abend von seinem Gange zurück und hatte für seine letzten Sparpfennige einen ganzen Kasten voll wirksamer Reliquien eingekauft. Das Hüttchen war leer. Am nächsten Morgen brachten ihm seine Gefährten, die weiter stromabwärts wohnten, den Leichnam

seiner Tochter, welchen die Wellen der Diemel als theure Beute an's Ufer geworfen hatten, ehe sie sich mit der fremden Weser vereinigen mußten. Da zerschnitt der alte Mann seine Netze, hieb den Apfelbaum und die Bank darunter um und ging, die Leiche im Arm, in die Hütte. —

Das Wichtelmännchen ward, als es bis zu diesen Worten gekommen, sehr weich und still; denn die Geister am Weserstrome sind sentimentaler als die Menschen. Und als ich es fragte, wo der Lisberthen=Baum gestanden hätte, da schüttelte es stumm das greise Kinderköpfchen. Es konnte mir die Stelle nicht zeigen; sie war verschollen und vergessen. Allein die Wiese mit den zerstreuten Felsblöcken darauf, durch welche die Diemel zur Weser hinabfließt, habe ich selbst gesehen und an dem Ufer des Flusses gesessen in stiller Mitternachtsstunde, als es Mai war und Mondschein. —

---

# II.

# Hannöver'sch-Münden.

---

„Und sehen Sie, lieber Herre! wie er da oben auf dem Rade hängt? Die beiden Füße kann man noch deutlich unterscheiden, auch die weißen Kleidungsstücke ... aber der Kopf! — Nein, ich sage Ihnen, es war schrecklich anzusehen, wie die Raben in den verworrenen Haaren nisteten und pickten ...." Mich schüttelte der Ekel. Ich stand mitten auf einer schönen, sich allmählig hinabsenkenden Hügelreihe, die einen weiten und friedlichen Blick in die Ebene von Kassel gestattete. Da schweiften meine Augen über die blitzenden Wellen der Fulda und rasteten wieder auf Bergwäldern, die kühl und schattig-grün an ihren Ufern aufstiegen. Aber auf die Hauptstadt sah ich nicht viel. Es schwebte

über ihren Dächern ein leiser, schier unheimlicher Nebel, und mich däuchte, es wär' eine Wolke von böser Nachrede, Neid, Mißgunst und allen städtischen Leidenschaften, die mißfarbig über die Zinnen Kassels herabhing. Neben der Straße, welche ich mit einem ehrsamen Bürgersmann hinanschritt, während der Wagen langsam die staubbedeckten, steilen Windungen derselben durchmaß, stand ein trauriges, ein häßliches memento mori — ein Rad mit den Resten eines Verbrechers. Der Pfahl schnitt mitten durch die schöne, stille Aussicht, wie ein schriller Ton in eine weiche Moll-Melodie. Mich dauerte in dem Augenblicke Alles in der Welt: — meine Pferde, denn ich ging zu Fuß, um ihnen ein Weniges an Bürde zu ersparen, — meine Füße, denn ich rastete und schöpfte einen Augenblick Athem an der Stelle mit der durchschnittenen Aussicht; — sehr dauerte mich aber mein Begleiter, der sich über den Pfahl mit der häßlichen Last so gar heftig beklagte und entsetzte. Er wohnte hier in der Nähe, sagt' er zu mir, und sah in der That auch aus, wie eine solche espèce zwischen Bürger und Bauer, die in der Nähe großer Städte gewöhnlich vorkommt. Nun hätt' er jedes Mal, wenn er nach Kassel ginge und

daherkäme, das schreckliche Gesicht, das verdürb' ihm allen Appetit, selbst die Freude an der gelben, lieben Aerndte und seinem kleinen Wäldchen in der Nähe. „Sie sind doch nun auch ein studirter Mann," fügte er sehr schmeichelhaft hinzu, „wie man gleich an Ihrem kurzen Gesicht und den weißen Händen bemerken kann, nun frag' ich Sie, was nützt das? Dem da oben thut's doch nicht mehr weh — und am Ende, ein Christ war er doch auch, oder wenigstens ein Mensch. Den soll man aber im Tode doch nicht mehr ..."

Ich setzte mich widerstrebend auf's hohe Pferd. „Lieber Mann," sagte ich und räusperte mich, „das ist, wie wir sagen, die Abschreckungstheorie." Aber der Bürger meinte, das verstünde er nicht. Trotz aller Popularität, zu der ich mich in meinem Feuerbach'schen Codex herabstimmte, blieb er dabei, das schrecke nicht mehr vom Verbrechen ab, sondern nur von dem Menschen selber, und gäbe den Leuten einen Ekel an der Gegend, wo es zu sehen sei. „Weiter nichts," sagt' er und stieß mit einem Stocke heftig auf die Erde.

„Da giebt's ein Buch," begann er wieder und trat mir vertraulich einen Schritt näher, „ein Buch, lieber Herr! aber ich darf Ihnen nicht sagen,

wie ich dazu gekommen bin." — „Ein Traktätchen etwa, wie des Herrn Stoßseufzerlein?" — „Herr, wofür halten Sie mich? Nein, ein Buch, worin es gedruckt zu lesen steht, daß das mit dem Recht über Leben und Tod ..."

Die Unterhaltung wurde mir doch zu verfänglich. Deshalb rieth ich dem guten Manne, er möge sich mit so sonderlichen Büchern nicht zu viel abgeben, und reichte ihm die Hand zum Abschied. Wir waren just auf der Höhe neben dem hannoverschen Zollhäuschen angekommen und mein Wagen wartete meiner. Noch einen Blick in die Ebene zurück ... Richtig, da stand der Pfahl wiederum, mit der Abschreckungstheorie: „allhier ist das Todtschlagen verboten!" Mir träumte, der Mensch wäre der ewige Jude und sei gar nicht todt: sondern sein Kopf wackele lustig hin und her, seine Haare wehten im Winde, und er fletsche die Zähne gegen die Justiz, oder drehe ihr den mißhandelten Rücken gleichgiltig zu. Wahr ist's, mein Kutscher brummte auch, als er auf das Rad zu sprechen kam. „Hinwärts ein geräderter Mensch und herwärts eine Mauth-Visitazion: eine schöne Vergnügungspartbie, die nach Münden."

„Aber, Christian!“ sagt' ich sehr weichmüthig, und Christian fuhr fort.

Ich hatte auf der hannoverschen Grenze allerlei Gedanken, zum Theil an eine Zeit, da ich noch für das ganze Königreich Hannover schwärmte, weil ein Herz in demselben für mich schwärmte. Damals ging ich von Kassel oft zu Fuß bis an die nächste Scholle hannoverschen Grund und Bodens, und freute mich, in meiner Heimath zu sein. Meine Heimath ist da, wo mich die Menschen lieb haben. Darum besitz' ich zuweilen gar keine. Aber zum Theil galten meine königlich großbritannisch-hannoverschen Grenzgedanken auch der Gegenwart; allein da sie nicht in den Hirnkasten eines empfindsamen Reisenden gehören, so übertünchte ich ihre Schatten mit den Lichtern der ersten Gedanken an das Herz im Königreich Hannover.

An dies Herz dacht' ich noch immer, obschon es bereits seit einem halben Jahre für einen Andern, wenn nicht für zwei Dritte schlug. Mir kam's sogar in dem großen, schönen Wagen ganz einsam und dunkel vor, obwohl die Welt im lachendsten Sonnenscheine um mich herumstand, und ich trieb Christian, er möchte machen, daß

wir gen Münden kämen. „Da liegt's ja schon!" rief er aus. Und da lag's auch.

Lag, just wie ein Kind in einer schmalen Wiege. Drüber hatte sich ein blauer, tiefklarer Betthimmel ausgespannt und die Wellen schwatzten herüber, aus den dunkeln Wäldern heraus, wie Ammen, die über das Kindlein wachen sollten, daß ihm nichts zu wehe geschehe.

Wahrlich! ein köstlicher Weg! Verlief sich, ganz leise absteigend, in grünen Baumhallen, weiß blühende Brombeersträuche und lockende Vogelsbeeren an der Seite, hier und da eine künstliche Bank oder ein Rinnstein, wodurch verborgene Bergquellen geschwätzig in den Hohlweg niederträufelten. Die Fulda warf mir so dann und wann ein Paar Blicke aus ihrem Bette herauf und zwinkerte mit den hellen Augen lockend aus den Büschen.

Die Fulda lernt das Kokettiren doch eigentlich erst in Kassel. Bis dahin ist sie ein Landmädchen — einfältig, im alten schönen Sinne des Wortes. Die Fulder tränken ihre Wiesen mit ihr, und die Hersfelder ihre Tuchmaschinen, und an den Melsunger Forstjünglingen zieht sie kühl und unbefangen vorüber. Aber wie sie aus den Steinbrüchen von

Freienhagen tritt — hui! da stutzt sie vor der großen, gleißenden Stadt. Und sie läßt sich gewinnen. Sie wird breit und flach, die alte Einfalt ist dahin, sie ist eine Residenz-Schöne. Hernach zwar strebt sie reuig nach der kindlichen Beschränkung zurück; aber es hat keine rechte Art mehr. Sie fällt bald darauf der raschen, stürmenden Werra in die Arme, und die beiden Mädchen (gut für die Sittlichkeitspolizei, daß die Werra nicht männlichen Geschlechts ist!) führen nun als Weser ein großartiges Leben. Das ist eine Skizze zur Biographie deutscher Ströme, die ich als Pendant zu Alvensleben's Bühnen-Biographien herauszugeben gedenke.

Mittlerweile bin ich in Münden angekommen. Bei meiner vortrefflichen Schulbildung rufe ich mir aus der Geographie schnell zur sorgfältigen Unterscheidung noch ein Paar Münden oder Minden in's Gedächtniß, nämlich Preußisch-Minden, das eine Festung ist und an der Weser liegt, und Holzminden, welches auch irgendwo liegt und zwar bloß im Braunschweigischen. Zugleich besinne ich mich aus statistischen Nachrichten, daß Münden ein sehr merkwürdiges Stapelrecht hat, und Christian, den ich darüber weiter consultire (denn

Christian ist ein unterrichteter Mensch) erinnert sich, im Kasseler „Beobachter" etwas darüber gelesen zu haben. „Was war's denn, Christian?"— „Nun, 'was vom Stapelrecht. Wie's der Beobachter und Samuel Hahndorf gewöhnlich giebt. Worte, Worte — —" „Pfui, Christian!" Er lachte still vor sich hin.

Aber auf eines konnt' ich mich nicht besinnen. Nämlich, wieviel' Seelen Münden habe? Im Grunde, ich bekümmerte mich wenig d'rum; denn in der ersten Gasse, durch die mein Wagen hinrollte, bemerkte ich mit großem Behagen so viele schöne Körper, daß dies mich hinsichtlich der Seelen merklich beruhigte. Christian fluchte indessen über das Pflaster. „Aber Christian," fing ich an, „so gieb Dich doch zur Ruhe. Du weißt, ich kann das Fluchen nicht leiden. Es nimmt sich hernach gedruckt so übel aus."

In der Krone gingen wir vor Anker. Ich kannte keinen Menschen in Münden. Doch — ich hatte einen guten Freund, der hatte eine Geliebte daselbst, die sollt' ich grüßen. Natürlich nicht von Angesicht zu Angesicht, noch von Munde zu Munde; denn wir kannten einander gar nicht. Aber am Haus sollt' ich vorbeigehen und ein Dutzend Blicke

für ihn hinaufwerfen. Gewissenhaft, wie ich bin, war mein erster Gang nach dem sorgfältig beschriebenen Hause. Unten wohnt ein Posamentier, der machte Knöpfe; im zweiten Stock meines Freundes Freundin, der wurden sie gemacht. Ein Fenster stand auf, dahinter zwei rothe Geraniums und ein Zeisig in messingenem Käfig. Es klang eine hübsche Stimme aus dem Fenster heraus, allein die mitgegebenen Blicke konnt' ich nicht los werden. Ich behalf mich mit dem Gehörsinn.

In der Krone hatt' ich gehört, den Werder müßt' ich vor allen Dingen besuchen, und ich treffe es auch sehr gut, weil gerade Prager Musik da sei. Deshalb fragt' ich einen wohlgekleideten Mann auf der Straße um den Weg zum Werder. „Den geh' ich auch," antwortete mir der Angeredete, „und wenn Sie fremd hier sind, haben Sie nur die Güte, sich an mich zu halten. Ich kenne hier jedes Kind. Ich bin nämlich Schullehrer in der Stadt." Dabei blieb er stehen und nahm seinen Hut noch einmal ab, ich wußte nicht recht, ob vor mir oder seinem eigenen Titel zu Ehren.

„Wir sind zur Stelle", erklärte der Pädagog feierlichst, nachdem wir unter allerlei nützlichen Gesprächen über die Werrabrücke hinüber in einen

hübschen, ganz ansehnlichen Garten getreten waren. Dem Eingange nahe stand eine steinerne Bildsäule. „Das ist unser Jupiter!“ sagte mein Begleiter, scheinbar ganz wegwerfend; aber er lauerte doch mit den Augen auf meine Verwunderung. Die wurde dem Jupiter Mundensis denn auch im vollen Maaße zu Theil. Ein Mann von sechs Fuß Länge, unten so schmal wie oben, mit einem Gesichte so leer und so hohl wie der Genius der Lüneburger Haide, blickte von einem kleinen Piedestal langweilig auf mich herab; hinter ihm guckte ein Adler heraus („wie bei den Evangelisten auch jeder sein Thier hat“, bemerkte mein Schullehrer!) und einige Blitze von Sandstein. Ich wunderte mich ungeheuer. „Das muß ja wenigstens an die dreißig Thaler gekostet haben!“ — „Mehr noch, viel mehr; aber wir scheuen keine Kosten, wenn's die Ehre der Stadt gilt. Diese Adern, sehen Sie 'mal!“ Die Adern sahen wirklich aus, wie geschwollen. Zugleich freute ich mich, daß der Künstler seinen Jupiter in den besten Jahren gemacht hatte. Da war nichts von dem Ernst und der Würde des Olympiers geblieben, bloße Anmuth und Zierlichkeit lag in dem Bilde, als ob der schönste Ladenjüngling Mündens dem modernen Phidias Modell

gestanden hätte. „Sie haben wohl dergleichen wenig gesehen?“ forschte mein Schulmeister, mit mitleidigen Augen mich musternd, während wir von Jupiter zur Juno gingen. Die stand nämlich ganz hinten am Ende des Bosquets und drehte dem Gemahl historisch treu den Rücken zu, beschützt von ihrem Thiere, einem köstlichen Pfau. „Lieber Gott!“ war meine Gegenrede, „in Kassel haben wir nicht viel der Art.“ — „Ja“, sagte der Andere wieder, „Ihre Bildsäulen in der Au wollen nichts bedeuten und die Landgrafen haben doch eigentlich bloß historisches Interesse, während eine solche versteinerte Mythologie das Gemüth anspricht und sehr wohlthätig auf die Phantasie und den Schönheitssinn, besonders der weiblichen Jugend, wirkt.“ Ich dachte an den gefährlichen Wuchs des Jupiter und drückte dem Manne einstimmend die Hand. Unsere Seelen hatten sich gefunden.

Der „Werder“ ist ein schöner Garten, von der Form, die man bei uns Halstuchzipfel nennt, nämlich in einer engen Spitze dreieckig zulaufend. Diese Spitze ist beiderseits eingeschlossen von zwei Armen der Werra, und die Fulda kommt erst einige Schritte unterhalb zu der Vereinigung. Die

Werra ist sehr rasch und feurig, wenn ein Wasser feurig sein kann. Sie treibt kurz vorher eine Mühle und kommt, heiß von diesem Sklavendienste, in langen, schaumgekrönten, sprühenden Wellen an den abschüssigen Ufern hergeschossen. In dem spitzen Winkel steht eine hölzerne Bank. Dorthin setzt' ich mich mit meinem Cicerone, der mich mit Fleiß erst hierher brachte, und hernach an das eigentliche Haus, wo die Gesellschaft säße.

Sehnt' ich mich denn aber nach Gesellschaft? Schien mir nicht der eine Schulmensch, der noch dazu kein ganzer war, nämlich Mensch, schon zu viel? Da war ja die Wiege meiner Weser, und mit diesen rothen, eilenden Wellen konnt' ich hinunterkommen in ein vielliebes Thal, wo das Haus meiner ersten Liebe steht und das Grab meiner Mutter. Die Wellen kamen noch heute hin, die eben an mir herrauschten ... Und brachte mir nicht das Dreieck im Werder das Bild dieses Thales so täuschend, so schmeichelnd entgegen? Da lagen kleine, grün angestrichene Böcke und Bullen vor Anker. An einem wurde gerade gehämmert und die Schiffsleute mit den weißleinenen Jacken krochen ameisenartig unter dem aufgerichteten Kiel hin und her. Ein vertraulicher Thee-

geruch verschlang sich mit den Tönen der nahe klingenden Prager Musik, und die Mauerschwalben flogen zwitschernd an dem künstlich eingefaßten Ufer der jungen Weser auf und ab. Ueber dem Wasserspiegel erhoben sich wiederum grüne, klingende Wälder, durch welche die Straße nach Göttingen malerisch hinaufkroch, und der Blick in die Ferne war wohlthätig befangen und gehemmt durch die Schluchten und Höhen, zwischen denen sich der Fluß — träumend, spielend — verlor.

Wahrhaftig, eine süße Stelle! Aber mein Schulmensch tippte mir leise auf die Schulter und sprach: „Sie wissen doch, daß hier die Weser erst schiffbar wird? Und so ist Münden gleichsam der Schlüssel zu Nieder-Deutschland!" Ich lachte und stand auf: wir gingen zur Gesellschaft.

„La jeune Münden" war sehr vergnügt. Es hatte sich vor dem niedlichen Hause eine ziemliche Anzahl von Honorazioren gesammelt; man trank Thee, die Jünglinge wickelten den Jungfrauen das Garn auf, die Jungfrauen errötheten, auf dem Sande spielten kleine Kinder und junge Hunde — kurz, es war recht idyllisch. Der unermüdliche Schulmann führte mich nach kurzer Rast im Garten weiter umher. Mir wurde nichts

geschenkt, keine Einsiedelei, kein Bosquet, keine Bank — Alles mußte systematisch genossen werden. Da mir das Vergnügen fast über den Kopf wuchs, dankte ich dem Dienstfertigen für seine Bemühung und sprach meine Absicht aus, noch allein den Andreasberg zu besuchen, von dessen Reizen ich in Kassel viel Rühmens gehört. Der Mann war fürchterlich freundlich und ging wiederum mit, weil's doch gerade Sonnabend sei und er nichts zu thun habe.

Nach kurzem, aber beschwerlichem Steigen kamen wir am Andreasberge an. Dichte vor der Thüre stand ein Wegweiser, so daß man gar nicht fehlen konnte, wenn man da war. Es ist wiederum ein hübscher, ganz ansehnlicher Garten, terrassenförmig angelegt, mit merkwürdigen Blutigeln bevölkert, die in einem kleinen, sorgsam eingehegten Lustteiche künstlich gepflegt werden. Von der höchsten Terrasse, allwo Herr Andreas eine sinnige Hermitage angelegt hat, tapezirt mit weichem Moos und beinahe sechs pariser Fuß hoch, hat man einen freundlichen Blick auf die ganze Stadt Münden. Wir konnten aber diesen Blick nicht sehr genießen, weil ein Dutzend studirender Jünglinge von Göttingen sich vor uns bereits in der

herrlichen Aussicht berauscht hatte und nunmehr durch Felsenbier sich homöopathisch curirte. Die Göttinger Müsen waren sehr laut und dies scheuchte meinen Begleiter in's Haus zurück. Er beklagte sich gegen mich über das Verderben der deutschen Universitäten und fragte angelegentlich: ob ich für Diesterweg sei oder für Leo? Ich bekannte erröthend, daß meine pädagogische Literatur nur bis auf Dinter's Schullehrer-Bibel gehe. „Und nichts von Lorinser?“ seufzte er. Ich schüttelte wehmüthig den Kopf.

Das Haus schien von einem geschlossenen Vereine zu geselligen Zusammenkünften gemiethet zu sein. In der einen Ecke standen eine Masse Pfeifen und in der andern eine Guitarre. Auf dem Tische lag ein Fernrohr, mit Seehundsfell überzogen und so lang wie ein junger Bandwurm, nebst einem Miniaturspiegel. Ich erkundigte mich in aller Unschuld, wozu das Fernrohr diene, da ja die weitesten Punkte so nahe seien, daß man sie fast mit den Händen greifen könne? Das erboste aber meinen Führer nicht wenig, und er setzte mir mit vieler Beredtsamkeit auseinander, daß man mit dem Fernrohre seine nächsten Bekannten in der Stadt, wenn sie auch noch so fern wären, auf-

suchen und beobachten könnte, was doch gewiß sehr kurios sei. Darin mußt' ich nachgeben und fügte noch zum Ueberflusse den Rath hinzu, das Teleskop dann auch gleich umzukehren und als Sprachrohr zu gebrauchen, um den Spaziergängern in der Stadt guten Tag zu wünschen.

Der Schullehrer erklärte mir, während wir ganz gemüthlich eine Flasche Bier mitsammen austranken, die wichtigsten Gebäude der Stadt Münden, als zum Exempel das alte Schloß, welches er nun zum Zierrath der ganzen Umgegend partout weiß angestrichen haben wollte, die große Kirche, woran sich außer vielen, vortrefflichen Grabsteinen auch eine ungeheuer alte Inschrift zum Gedächtniß an die Duodez-Sündfluth in Münden befinde. Daran knüpfte er geschickt einen Auszug aus der Chronik von Christi Geburt an bis zu ihrer Erbauung, und von da abwärts bis auf unsere Tage, wie Münden ehedem noch viel bedeutender und lebendiger gewesen sei als jetzo, und merkwürdigen Handel getrieben habe.

Unterdessen hatte ich mich unter den Gemälden, welche das Zimmer des Andreasberges zierten, umgethan, und außer dem Hofrath Langenbeck, einigen unbedeutenden Weser-Ansichten und mehreren

antiken Thierstücken, auch die Lithographie des hessischen Kunst-Vereins wiedergefunden, Müller's „Rahel am Brunnen" darstellend. Ich fühlte mich unter diesen wohlbekannten Schaafen sehr heimisch und ward gerührt von dem allerseltensten Patriotismus. Dazu kamen die fortdauernden Erklärungen des Schulmenschen und der nach und nach einbrechende Abend, so daß ich mich bewogen fand, aufzubrechen und abermals von meinem pädagogischen Schatten geleitet, in die Krone zurückzukehren. Die Stadt war sehr lieblich und ländlich geworden. Sämmtliche Einwohner saßen nach echt patriotischer Sitte vor den Hausthüren und grüßten die Vorübergehenden mit einer Zuvorkommenheit, die gegen den Kasselschen Ton gar angenehm abstach. Auch das Souper in der Krone, wobei mir mein Schulmann ewige Freundschaft und einen baldigen Besuch in Kassel zuschwor, befriedigte mich vollends, und ich stieg in der heitersten Laune von der Welt, als eben die hannoverschen Hörner den Zapfenstreich abbliesen, in den Wagen, um noch selbigen Abends bei guter Zeit wieder in Kassel einzutreffen.

War das nicht, trotz aller Einsamkeit, eine liebe Fahrt! Die Bäume am Wege standen alle

# III.

## Seitensprung nach Geismar.

— „Der Hofgeismarische Gesundbrunnen liegt fünf Stunden nördlich von der Hauptstadt Kassel, nahe bei der Stadt Geismar. Er besteht aus zwei Bade- und einem Trinkbrunnen, dessen Bestandtheile besonders Eisenvitriol, Salz und mineralischer Spiritus sind. Auch hat er viele lustige und vortreffliche Anlagen, so wie in der Nähe das Landgestüte Beberbeck und das Jagdschloß Sababurg mit einem Thiergarten." —

So steht es gedruckt zu lesen in einer patriotischen Beschreibung der Stadt Kassel und ihrer Umgebung für Einheimische und Fremde. Mir war das eine sehr erwünschte und willkommene Entdeckung; denn ich war so lange nicht aus den

Straßen der Neustadt herausgekommen, daß ich ein lebendiges Bedürfniß nach Salz- und Mineral-Spiritus empfand. Deshalb reis'te ich „an einem schönen Sommermorgen" von Kassel nach Geis-mar, freilich nicht nach Kasseler Sitte auf einen Sonntag, wo bal paré im Coursaal ist und große Versammlung der Honorazioren von Geismar, Grebenstein, Karlshafen und andern Kurhessischen Landstädten, sondern an einem soliden Werkeltage. Am Holländischen Thore fand ich eine leer zurück-gehende Extrapost-Chaise, die zwei glückliche Bräu-tigams-Herzen aus Geismar nach Kassel geführt hatte, und stieg gewissenlos und gegen alle Post-ordnung verhärtet ein. Das Fuhrwerk schlich be-haglich durch die kühlen Waldhallen des „Brand" die weiße, stäubende Chaussee hinauf, und alle Viertelstunden begegnete mir wenigstens ein großer Reisewagen, aus dem grießgramige Badegäste und kranke Madonnen die Köpfe hinausstreckten in den warmen, klingenden Morgen.

Als mich mein pflichtvergessener Schwager un-weit der Stadt vorsichtig abgesetzt hatte, legte ich den Weg von Stadt-Geismar nach dem Brunnen zu Fuß zurück, eine schöne, schattige Allee, worin die Vöglein recht munter schlugen und die breiten

Kastanienblätter in Licht und Dunkel kosend durcheinander spielten. Bei meiner Ankunft am Brunnen war die große Trinkstunde freilich schon vorüber; die Gäste seufzten schon mit den gebrechlichen Leibern in der engen Badewanne, und durch die verhangenen Fenster quoll hier und da ein verführerisches Plätschern.

Vorne in der Allee steht ein kleiner, antikniedlicher Tempel, der, von acht Säulen getragen, die wohlthätige Quelle bedeckt. Daran saß noch ein einsames Frauenzimmer von reifen Jahren und überreifen Gesichtszügen. Sie strickte sanft und trank von Zeit zu Zeit aus dem Henkelglase, welches neben ihr auf der grünen Gartenbank stand. Zu ihren Füßen kauerte ein hellgelbes Hündlein, das wedelte zuweilen mit dem Schwanz im Sande, und zuweilen gähnte es und, wie es mich sah, versuchte es sogar zu bellen. Ich ließ mich aber nicht abschrecken und, tollkühn wie ich bin, trat ich sogar dicht an es heran zu dem Rand der Quelle und blickte hinab in die lichtbraune, sprudelnde Tiefe, aus der einzelne Blasen und Tropfen heraufquollen, wie Lieder aus der geheimnißvoll schaffenden Brust des Dichters, dacht' ich,

oder wie Thränen aus lieben, hellbraunen Mädchen-Augen.

Ein Mann in leichtem Morgen-Ueberrock, wohlbeleibt und sicher in seinem ganzen Wesen, als ob er hier zu Hause sei, kam aus dem Badehause. Er hatte eine graue Strohkappe auf und hielt den Stockknopf vergnüglich sinnend an seine Nase. Daran erkannte ich, daß er der Brunnen-Arzt sein müsse, und grüßte höflich. Er verachtete mich aber und ging vorüber, herablassend dankend. Natürlich. Ich hatte einen gottvergessenen Studenten-Rock an und ganz bestäubte Stiefel, sah auch zum Ueberfluß unverschämt gesund aus. — Was konnte ich für den Brunnen-Arzt bedeuten?

Das Hündlein reckte sich, die Dame stand auf, Beide gingen geräuschlos fort. Ich dachte, es würde nun für mich auch Zeit sein, und schickte mich an, die „lustigen und vortrefflichen Anlagen“ zu beaugenscheinigen. Ich fand hohe, langgestreckte Alleen mit einem Fernblick in den blauen Himmel und grüne Berge, einen Teich voll grüner Wasserlinsen, worin die Fische aufhüpften, so wie an dessen Ufer einen sorgsam angeketteten Kahn, dichte Bosquets und auf einer mäßigen Anhöhe eine Hütte, die nach allen vier Weltgegenden die

goldene Inschrift „Belvedere“ ausposaunte. Hinein konnte ich nicht, dieweil sie nach allen vier Weltgegenden verschlossen war. Aber von den Stufen hatt' ich allerdings ein ganzes Belvedere. Da lag unsere gute Stadt Geismar, brütend im Sonnenschein, mit rothen, mittäglich rauchenden Ziegeldächern und engen, winkelzügigen Gassen, hier und da ein grauer Wartthurm, der wie der Rumpf eines Riesen in die Höhe ragte; ringsum wogte auf den Feldern das liebe, gelbe Brotkorn, von Alleen durchschnitten und mit dürstenden Wiesen variirt, am Rande des ziemlich beschränkten, kesselförmigen Thales Berge und Wälder. Wasser habe ich nicht gesehen vom Belvedere aus.

Satt von der genossenen Natur kehrte ich zum Gasthause, das mir unten am Brunnen gezeigt worden war, zurück, und las bis gegen Mittag in Einem fort die „Kasseler Allgemeine.“ Dies war eine sehr ersprießliche Repetition für mich, denn ich hatte die Blätter in der Hauptstadt selbst schon lange gelesen, das ist vergessen. Dann rief mich ein Serviettenmensch zur Table d'hôte. Außer mir waren noch drei Leute da, den Gasthalter mit eingerechnet. Herr Saphir hätte den Witz machen können, es

sei eine „table todt“ gewesen. Dem war aber nicht so.

Die Conversation schäumte und braus'te unendlich. Der verdrießlich präsidirende Wirth berichtete auf meine Verwunderung, die Kurgäste äßen meist auf ihren Zimmern. „Aber heut' Abend", setzte ein Fremder hinzu, der wenigstens aus Karlshafen sein mußte, also vier Stunden weit her, „heut' Abend um sechse können Sie sie alle sehen. Das ist die rechte Zeit für unseren Brunnen." Auf meine Frage nach der Brunnenliste lächelte der Kellner sehr ironisch.

Nach dem Kaffee, wobei schon einzelne, unvorsichtige Spaziergänger in der Hauptallee auf- und abschlüpften, betrachtete ich mir die Reize der Kunst, welche der Brunnenort Geismar bietet. Zuerst den Kursal, an dessen Thür mit großen Lettern gedruckt stand, daß Herren im Ueberrocke hier keinen Zutritt fänden — daneben das enge Zimmerchen, worin man im Roulett ein Ungeheures an Verlust und Gewinnst riskiren kann, welches aber nur am Sonntage geöffnet und benutzt wird — zuletzt das Kurfürstliche Sommerschloß Schönburg, welches am Ende der Anlagen steht. Das Gebäude ist nicht groß, aber schön; ein Frontispice mit vier

ionischen Säulen giebt ihm ein recht antikes, edel ruhiges Ansehen, und die dicht verschlossenen Thüren und Jalousien erhöhen dasselbe um ein Bedeutendes. Bewohnt wird dieses Schloß nicht. Das einzige lebende Wesen dabei war ein Husar, der Schildwache stand. Er spielte mit dem Säbel, auf dem die Sonne blitzte, und vergoß große Tropfen der Wachsamkeit. Auf meine Frage: „was die Glocke sei?" eigentlich nur bestimmt, eine fernere Unterhaltung einzuleiten, erwiderte er, daß eine Schildwache nichts erwidern dürfte, und kehrte mir den verlederten Revers seines kriegerischen Menschen zu, an dem ich mit tiefem Respect vor der Husaren-Disziplin im Bade Geismar vorüberging.

Bei meiner Rückkehr zur Trinkquelle fand ich einen ungeheuren Trouble Menschen vor. Wenigstens vier Tische waren mit Kurgästen ganz besetzt, und als leichte Truppen plänkelte die Hofgeismarische Jugend mit obligaten Bettelmädchen die Allee auf und nieder. An der linken Seite saß eine Bande Prager Musikanten aus dem Fuldaschen und exekutirte einen „Strauß". Im Gasthofe wurde Thee geschenkt und Langeweile in ungeheuren Porzionen. Die Marqueure hatten es

sehr eilig, woher es auch kommen mochte, daß die Gäste sehr langsam bedient wurden. Mein Fremder, der sich leider Gottes! meiner abermals erbarmte, bedauerte, daß ich das Leben und Treiben eines Sonntags in Geismar nicht genießen könnte; ich würde dann, meinte er, einen ganz anderen Begriff kriegen. „Sind Sie schon in Eilsen gewesen, oder in Rehburg, oder in Driburg, oder in Limmer bei Hannover?" Und als ich, staunend ob seiner Bereis'theit, ehrfurchtsvoll verneinte, fuhr er fort: „Auf Ehre, mein Bester! Unser Geismar kann sich mit diesen allen messen, und ich weiß kaum, ob ich Alexisbad oder Wildungen, wissen Sie, was der selige Hufeland so gerühmt hat, drüben im Waldeckischen, ja selbst Nenndorf, ob ich diese viel höher stellen soll? Nein, auf Ehre! Sie sollten einmal einen Sonntag exprès nach Geismar kommen, um sich das mit anzusehen." Ich versprach nächsten Winter gewiß einmal seinem Rathe zu folgen, worauf er mich mitleidig ansah und, über diese entsetzliche Dummheit ordentlich aufgebracht, von dannen ging.

Nun ward ich ruhig und suchte mir eine heimliche Stelle in der Allee, dicht an einer großen Linde und vor dem Logirhause. Dort hatte ich

das gesammte Publikum von Bad-Geismar vor mir, zum Theil aus bekannten Physiognomien bestehend, Advokaten und Staatsdiener aus der Residenz mit ihrer Familie, und, wie ich an den eskortirenden Husaren-Lieutenants aus Geismar zu erkennen glaubte, einzelne Größen der Hessischen Aristokratie. Mir gerade gegenüber saß ein blondes, hübsches Mädchen, von der ich eine professionirte Novelle hätte träumen können. Denn in den blauen Augen lag eine reiche Fülle von Genossenem und Gewünschtem, die Figur war lyrisch-biegsam und schmiegsam; und um die Lippen spielten tausend halbe Seufzer und heiße Küsse. Mund und Auge sind aber die wahren Bronnen und Sonnen der Romantik, und Novellenmacher von Profession sollten so viel wie möglich Badeörter besuchen, wo die schöne Welt in Negligee geht. Hat sich nicht auch deshalb Herr C. Spindler in Baden-Baden angesiedelt?

Mich störten in meiner eben aufkeimenden Novellette, die schon recht erquicklich im Wachsen stand, zwei Paar Beine: dieselben gehörten zur Hälfte einem Forstjunker und zur Hälfte wahrscheinlich einem Beamten vom Landgestüte zu Beberbeck. Zwei davon waren sehr dünn und

machten aus dem grünen Waidjüngling das complette Bild eines Laubfrosches, zwei hingegen waren sehr stark und klirrten mit ungeheuren Spornstiefeln. Diese vier Beine nahten meiner Novellen-Heldin mit vielen Kratzfüßen und tänzelten und schwänzelten so lange um sie her, bis aller Geist und alle Poesie aus dem süßen Antlitz verschwunden war. Es gemahnte mich jetzt just wie die Aussicht von Belvedere.

Deshalb ließ ich meine Historie fahren und wandte mich nach Außen. Es war ein italischer Sommerabend, in's Hofgeismarische übersetzt. Die dunklen Baumwipfel starrten schwarz und von leisem Wehen geschüttelt in den bleichen Himmel hinauf, um die Quelle flogen halblaute Gespräche der lustwandelnden Menschen, und ich hörte, wie eine Dame im Vorübergehen zu ihrer Begleiterin sagte: „Du, was meinst Du, wenn der Lieutenant vom letzten Ball hier wäre und uns das herrliche Gedicht von sich noch einmal vordeklamirte?"

Glücklicher Lieutenant!

Wie lange ich noch gesessen, weiß ich nicht. Mir waren in der kurzen Ruhe und Einsamkeit

des einen Tages alle Quellen des inneren Lebens wieder aufgegangen und aus allen stürzten Erinnerungen, Wünsche, Gedanken, Bilder, Reime heraus und überschwemmten mir das beklommene Herz. Ich fühlte mich allein und doch nicht allein. Alle Grimassen von Liebe und von Herz und von Geist, mit denen sich die nackte, gesellige Armuth flitternd umhängt, standen mir fern; aus den Winkeln meiner Seele erhoben sich, wie aus den Nischen einer ausgeräumten Gruft, lauter theure Gestalten, für die mein Herz geschlagen. Aber eine stand hoch und hell über ihnen, wie der Mond über den Sternen, der durch die Geismarischen Linden tröstlich zu mir herabsah, und die eine hatt' ich heute verlassen können, und sie war aufgestanden und schlafen gegangen, und hatte einen ganzen Tag lang geathmet, ohne daß ich sie gesehen.

Hinter mir im Logirhause kamen Guitarren-Akkorde aus einem weiß verhangenen, hellen Fensterlein herabgeschwommen, das mich an eines in Kassel erinnerte. Und eine weibliche Stimme sehnte sich, unter vielen falschen Noten und Griffen nach Sevilla.

„Ja“, rief ich, „nach Seville, nach Sevilla!“ Und übersetzte mir Sevilla in's Kurhessische und war in wenig Stunden in Kassel. Aber, als ich am rechten Hause vorbeifuhr, war das rechte Fenster längst dunkel und verhangen!

---

# IV.

## Eine Mitternacht in Lippe-Detmold.

---

Ich weiß nicht, ob es Dir schon begegnet ist, lieber Leser! daß Du bei einer Kälte von beiläufig acht bis zehn Graden eine mehrtägige Fahrt auf einem Thurn- und Taxis'schen Eilwagen gemacht hast, um zu irgend einem geliebten und heiß ersehnten Ziele zu kommen. Mir ging es einst so. Es war um die zweite Reisenacht und erst mit Tagesanbruch durfte ich hoffen, gründlich zu erwarmen, mehr an einem Herzen, als hinter dem Ofen; denn der letztere konnte mit seiner künstlichen Sonne meine erstarrten Gliedmaßen nicht mehr aufthauen, — so gänzlich war ich, trotz aller angewandten Vorsicht, von Papier in den Schuhen

und einem doppelten Mantel, durchfroren. Ich saß allein im Wagen, allein mit einer unnennbaren Ungeduld, die mir am Ende über den Kopf wuchs, und obgleich der Thermometer meines Herzens längst den Siedepunkt erstiegen hatte, so fürchtete ich doch allen Ernstes, daß, wenn der wirkliche noch um ein Paar Linien fiele, ich am andern Morgen als eine „theure Leiche" aus dem Eilwagen würde gehoben werden müssen. Denke Dir, freundliche Leserin! meine Lage recht lebhaft und rücke Deinem Kamin um einen Schritt näher!

In der Nacht hielt der Wagen einmal an unbekanntem Orte. Die Fenster waren natürlich beide dicht mit Eis und Schnee bedeckt, und ich machte, in stumpfer Gleichgiltigkeit hindämmernd, nicht einmal einen Versuch, zu öffnen. „Wo sind wir denn?" rief ich in's Cabriolet hinaus, durch jenes trauliche Guckloch im Rücksitz des Wagens, das unter andern Umständen sehr geniren kann, nämlich wenn man drinnen nicht allein ist und doch, gegen draußen, gern solus cum sola sein möchte. „In Meinberg", antwortete der Conducteur, „Sie kriegen hier Reisegesellschaft!" Ich legte mich wieder schauernd in meine Ecke.

Oeffnet sich die Thür' und ein schwarzer, plumper Körper fällt recta auf mich. Es war stockdunkel. Ich rief unter einem leisen Zähneknirschen nach Licht; der Körper hatte mich just auf mein schlimmstes Hühnerauge getreten. Bei meinem Hülferuf taumelte er auf und entschuldigte sich. „Ich dachte, Sie wären mein Nachtsack gewesen", sagte eine grobe Stimme. „Den hatte ich dem Conducteur schon gegeben, um ihn in die Chaise zu werfen, und als ich so hinfühlte" — Mittlerweile kam Licht, Nachtsack und Conducteur. Wir richteten uns ein und der Wagen fuhr ab. Aber sonderbar, dacht' ich, daß unter allen vier Ecken im Wagen der neue Passagier gerade auf Deine fallen mußte. Ich ärgerte mich.

Mein Mann leitete gleich ein nächtliches Gespräch ein, erzählte mir, er sei hier aus dem Orte, was ich zudem seinem lippischen Dialekte längst angehört hatte, und bedauerte, daß er blos bis Detmold das Vergnügen haben könnte. — „Ich fahre man mit bis auf die nächste Station, bis in die Hauptstadt. Es ist recht Schade!" Das Menschenkind kam eben hinter dem warmen Ofen heraus und wollte nur etwas über eine Stunde im Postwagen bleiben, es hatte daher gut von

„Schade" sprechen. Uebrigens sagte er nicht, wie andere Christen, Schade in einem Athem, sondern als Lippe-Detmolder Ureinwohner „S-chade". Das S und das Ch zerriß er sehr vorsichtig ebenso wie das S und T. Man muß dieses Wälsch gehört haben, worin jeder Vokal wie ein olla potrida von den fünf deutschen Selbstlautern klingt und die Consonanten alle einzeln aufmarschiren; ein zartfühlendes Gemüth kann Zahnweh von einer solchen Conversation bekommen, wenn es auch bloß zuhört, wie ich.

Allein der Mann von Meinberg ließ sich nicht irre machen. Er fing auch an zu rauchen, was ich im Postwagen eben so lieb habe, als im Lese-Museum zu Kassel. Mein Husten half nichts. Der dunkle Körper mir gegenüber stieß Wolken über Wolken aus, und lieferte zuweilen mit seinem Pfeifenkopf einen Prospectus des feuerspeienden Berges aus dem letzten Akte der „Stummen".

Meinberg's Tugenden hatte mir der dunkle Körper schon sämmtlich angepriesen, während ich in hartnäckigem Schweigen ihm zuhustete. Meinberg ist nämlich (falls einer meiner viellieben Leser in der Geographie so beispiellos verwahrlost sein sollte, um Meinberg nicht zu kennen) Meinberg ist „Bad

und Gesundbrunnen" im Fürstenthum Lippe-Detmold, liegt zwischen Schieden und „der Hauptstadt" und hat mit Wiesbaden, außer vielen andern Aehnlichkeiten, auch die, daß ich beide immer nur bei Nacht gesehen habe. Wer dabei am meisten verloren hat, Wiesbaden, Meinberg oder ich, mögen Sachverständige entscheiden!

Nach einer tüchtigen Stunde glaubte ich mich hinlänglich eingeräuchert, um mich den Wirkungen der atmosphärischen Luft aussetzen zu können. Mit Hülfe des dunklen Körpers riß ich ein Fenster auf und blickte hinaus, frei zu athmen.

Nacht, Mondlicht, blitzender Schnee, ein fremder Wald — mir war's, als erwachte ich mitten in einer Reise-Novelle von Heinrich Laube, und der Wagen glitt ächzend über den tiefverschneiten Weg, kein Wasser brauste, kein Baum schüttelte sich, die Sterne funkelten hochroth und der Athem der Pferde zog dampfend zu beiden Seiten des Weges hin. Ich hätte 'was drum gegeben, wenn der Postillon in dem Augenblick einmal geblasen hätte.

Denn in meinem Herzen klang es auf, wie ein Frühlingslied, trotz der kalten Nacht, und von innen heraus pulsirte eine behagliche Wärme durch

alle Adern, wenn ich so an den andern Morgen dachte und an jenes Thor, dem mich jeder Ruck der schnaubenden Gäule näher brachte.

Der Reisegefährte warnte mich vor Erkältung. Aber ich fragte ihn, statt der Antwort, versenkt in den Anblick des winterlichen Nachtstückes aus Lippe-Detmold: ob's im Lande Lippe-Detmold außer Ferdinand Freiligrath, noch einen Dichter gäbe oder gegeben hätte?

„Ein Dichter?" Er besann sich. „Den Freiligrath habe ich recht gut gekannt. Ich habe einen Bruder, mit dem ist er in die Schule (sprich S-ch-ule) gegangen. Das war ein Tausend-Schwerenöther, durch und durch!"

„Durch und durch" war nämlich ein Stichwort vom Meinberger. Wenn er seinen Fürsten Leopold gerühmt hatte, schloß er allemal: „Ein kreuzbraver Kerl, durch und durch!" Oder von Detmold: „Eine ganze nette Stadt, durch und durch!" Oder von dem Wetter: „Eine holländische Kälte, durch und durch!"

Von Freiligrath wußte er noch gar Manches zu erzählen. Der und sein Bruder waren, wie bemeldet, zusammen in die Schule gegangen und hatten da schon so Verse gemacht, wovon er

noch ein ganzes Buch voll hatte. „Der Freiligrath hatte immer einen ganzen offenen Kopf (nicht „ganz offenen"), allein sein Vater gab nichts auf das Versemachen und beredete ihn, er möchte man nach Amsterdam gehen, da wohnte ein reicher Vetter von ihnen, der könnte 'mal 'was aus ihm machen. Nu, mein Musje Ferdinand ging hin, der Vetter starb und jetzt ist Ferdinand wieder in Soest in seinem Vater seinem Laden; allein das Versemachen kann er immer noch nicht lassen!"

Armer Sänger! Hier, in der Abgeschiedenheit der lippe'schen Haide, im Schooße dieser Berge, über die selten ein Ton oder ein Strahl von draußen dringt, verträumtest Du Deine Jugend — unter Pfefferdüten und Gewichtsteinen! Hier sammeltest Du die Bilder zu jener großartigen Wüste, worin Deine gigantische Phantasie ihre wahre Heimath gesucht hat! Ach, sprecht mir doch nicht ewig davon, daß ein Poet Anregung haben müsse, Stoffe von draußen, ein bewegtes vielgestaltiges, reiches Leben! Dort hinter den Lipper Bergen, wo man den Victor Hugo kaum dem Namen nach kennt, entstand ein Geist, der dem seinen schier eben so nahe verwandt ist, als der Geist von

Hermann dem Cherusker, der hier seine Römerschlacht schlug —

Aber meine Parallele kam nicht zu Ende. Ich dachte an die „Hermannsschlacht". — Wie hatte ich dich vergessen können, genialer, unseliger Grabbe, — du auch ein Sohn jener dunkeln und winzigen Stadt, deren erste Häuser mir eben im Dämmerlichte des Mondes entgegenkamen.

„Mein Herr! haben Sie Grabbe gekannt?" fragte ich hastig mein Gegenüber. — „Jrabbe?!" wiederholte dasselbe in seinem Dialekte, „ach! Sie meinen gewiß den Auditeur Grabbe, dem sein Vater Gefangenwärter in Detmold gewesen ist?" — —

Süße, heilige Natur! Ich hätte dem „Lippe-Detmolder durch und durch" im Dunkeln um den Hals fallen mögen, daß er sich auf einen, in ganz Deutschland gefeierten Namen erst dann besann, als er ihn an den seiner Familie und an eine bürgerliche Existenz anbinden konnte.

„Hören Sie, das war Ihnen ein eigenes Ding mit dem Grabbe. Zuletzt wollt' er kein Mensch mehr 'was mit zu thun haben, nicht einmal seine eigene Frau nicht."

Ich drängte nach Erörterungen und bedauerte jetzt im Stillen, daß wir kaum noch eine Viertelstunde zu fahren haben würden, bis der Posthof zu Detmold unserer Bekanntschaft ein Ziel setzen mußte.

„Wenn Sie sich Grabben denken wollten", sagte mein Mann, „so denken Sie sich ein rechtes Genie, so ein Genie durch und durch. Er trank gern einen, und auf die letzt' weiter nichts wie puren Rum; den Morgen lag er lang im Bette und schrieb auf lauter kleine Zetteln, aber was, das weiß ich nicht."

Mir war es weniger um solche Schilderungen zu thun, als um einen Blick in die Stellung Grabbe's zu seinen Landsleuten. Allein hierin wußte mein Meinberger mir keine genügende Auskunft zu geben. Mit seinem Amte sei es nicht zum Besten gewesen, hieß es, und wenn er nicht freiwillig abgedankt hätte, würde ihn der Fürst am Ende, trotz aller Gutmüthigkeit, haben absetzen müssen. Mein Reisegefährte erzählte mir als Anekdote, die er selbst erlebt haben wollte, daß ihm der Auditeur Grabbe einen Militaireid, den er bei ihm zu schwören gehabt hätte, in Unterhosen abgenommen habe. „Er stand hinter seinem

Tische und rieb sich in Einem weg die Augen", berichtete er, „und daß ich mich nicht an seine Unterhosen kehren sollte, setzte er sich hernach auf die Knie, daß man unten nichts mehr von ihm sah. Als ich nun abgeschworen, gab er mir die Hand und sagte, es sei eigentlich so seine Gewohnheit, daß er Jedem, der bei ihm geschworen hätte, auch ein Glas zu trinken gäbe, aber er hätte just nichts im Hause. Ich war aber man froh, daß ich'r umhin kam."

Wie Grabbe von Düsseldorf zurückgekommen sei, meinte mein Reisegefährte, wär's vorbei mit ihm gewesen. Er hätte sich nirgends mehr sehen lassen können, sei täglich mehr 'runter gekommen und habe sich mit „Willen" ruinirt. „Seine Frau wollte ihn nicht wieder bei sich aufnehmen, da wohnte er in einem Wirthshause, und erst wie's bald Matthäi am letzten war, zog er wieder in sein Logis."

Ich erkundigte mich nach der Frau, die einen todtgehetzten Dichter, der zufällig auch ihr Gatte war, von der Schwelle weisen konnte. Sie war die Tochter eines Beamten in Detmold, welcher, wie mein Reisegefährte nicht ohne tiefen Respect erzählte, ein Buch über die berühmten Exter-Steine

bei Horn geschrieben hatte. „Gott, das war Ihnen eine Ehe!!" seufzte der Mann von Meinberg, und lieferte Details, die mir in der Feder stecken bleiben.

Mittlerweile fuhren wir in Detmold ein. Eine stille, schnee- und mondbeschienene Stadt mit zierlichen Häuslein; auf der Straße ging eine Patrouille, und vor dem fürstlichen Schlosse (vielleicht ist's auch die Hauptwache gewesen!) waren Kanonen aufgefahren. Menschen hab' ich nicht gesehen, weil's gerade zwölf Uhr schlug, als wir in den sehr versteckten, einer Hauptstadt höchst unwürdigen Posthof lenkten. Bei unserem Eintritt in die Passagierstube raunte mir der Mann von Meinberg in's Ohr: „Hier in der Stube hat Grabbe auch manchen fidelen Tag gehabt. Der alte Herr Postmeister ist so einer von den wenigen Kumpanen, die es noch mit ihm hielten; jetzt schläft er da drin in der Kammer."

Ich sah mich mit einem eigenthümlichen Gefühl in dem Zimmer um. Nicht, als ob ich mit Grabbe oder seinem Andenken Reliquiendienst hätte treiben wollen; allein unter allen neuen Dichtern ist gerade er so reich begabt, so unmittelbar und nothwendig zum „Genie durch und durch" prä-

destinirt, daß mir die Stätte allerdings merkwürdig wurde, wo er vielleicht manche dunkle Stunde geträumt hatte, während die Lippe-Detmolder ihm nachsagten, er habe fidele Tage bei ihnen.

„Hier in diesem Lehnstuhl saß er in der letzten Zeit noch einmal, daß ich dabei war, ganz in der dunkeln Ecke am Ofen; wir Andern hatten uns dort um den Tisch gesetzt und tranken unser Gläschen Punsch in Ruhe. Und wie ihm der Doctor S—g zurief, er möchte doch herauskommen und sich bei uns setzen, glupte er uns aus seinen wüsten Augen, die ihm so recht tief im Kopfe drin lagen, an und brummte: „Laßt mich hier, ich bin für euch zu schlecht angezogen!"

Mich fror. Ich setzte mich gedankenvoll in den großen, ledernen Armsessel und dachte mich in die Seele dessen tief hinein, der sich hier vor den Menschen, wenn's auch nur Lippe-Detmolder waren, lichtscheu verkroch. Ich konnte mir den Gang seines Lebens klar und deutlich nachzeichnen, wie er, in nothwendigem Widerstreit mit Allem, was ihn umgab, sich selbst gewaltsam herabstimmte, und den Leuten um ihn, welche seinen Gott doch nicht begreifen konnten, geflissentlich den rohen, thierischen Menschen herauskehrte. Daher mochte

es kommen, daß der Mann von Meinberg ihm nachsagte, es sei ihm zuletzt kein anständig' Wort mehr aus dem Munde gekommen. Auf die Frage, ob man denn seine Trauerspiele in Lippe-Detmold nicht lese und bei seinen Lebzeiten sich nie darum bekümmert habe, erwiderte Jener ganz naiv, sie hätten sich Alle des Todes verwundert, wie draußen so ein Wesen davon gemacht worden wäre, was sie gar nicht geglaubt hätten. Grabbe stand also zu den Gebildeten seiner Vaterstadt, zum „Hoftheater in Lippe-Detmold" in gar keiner Beziehung; seine bürgerliche Existenz war eine wüste, zerfahrene, verirrte, und ich mußte im Herzen dem Mann von Meinberg Recht geben, als er es für ein Glück erklärte, daß Grabbe sich so frühzeitig zu Grunde gerichtet hatte.

„Wissen Sie, wo er begraben ist?" fragte ich, während mein Reisegefährte seine Sachen zusammenpackte, um seiner Wege zu gehen. „Gott, nein", war die Antwort, „darnach habe ich eben noch nicht einmal gefragt." Ich verwunderte mich, daß man ihm noch nicht einmal ein Denkmal gesetzt habe, ohne zu erwägen, daß man auch für diese unbewußte Ironie in Lippe-Detmold zu unschuldig ist. Der Mann von Meinberg gerieth

aber bei dem Worte „Denkmal" in Feuer und Flammen, weil es ihn auf das Monument brachte, das man Hermann dem Cherusker im Teutoburger Walde errichten wird.

„Donnerwetter, Herr!" schrie er und trat im Eifer seinen Nachtsack mit Füßen, „das gibt ein Werk! Ein Werk durch und durch!!" — Aber der Postillon draußen schnitt ihm mit seinem Rufe, der mir gelten sollte, das Wort im Munde ab; ich erhob mich aus dem historischen Lehnsessel, gab dem Manne von Meinberg die Hand und stieg wieder in den Postwagen, um noch an Grabbe und Freiligrath, die Dioskuren von Lippe-Detmold, zu denken, bis mir ein besserer Gedanke in den Armen lag.

Nicht lange darauf trat ich, aus selbigem Postwagen, wieder allein, aber bei noch stärkerer Kälte, weil an meinem Herzen auch Eiszapfen hingen — von gefrorenen Abschiedsthränen — abermals in die Passagierstube zu Detmold. Sie war ganz leer, die Decke weiß angestrichen, der Boden abgehobelt, der Lehnstuhl unsichtbar geworden und die Luft mit leisem Wachholderbeeren-Duft getränkt. Die Kammerthür, wohinter der Herr Postmeister,

Grabbe's Kumpan, vor vierzehn Tagen schlief, stand weit auf. —

„Der Herr Postdirector", sagte der Hausknecht, „sind vor acht Tagen gestorben."

---

# Erinnerungen

# aus Alt-Hannover.

## I.

# Die Kunst-Ausstellung.

---

Im Monat Hornung wird es Jahresfrist, daß sonst in der Residenzstadt Hannover die Kunstausstellung anzugehen pflegte. Der 24. Februar — dem Herzen jedes Hannoveraners ein unvergeßlicher Tag! — läutete jedes Mal das große Bilderfest ein. Das ist nämlich der Geburtstag des Herzogs von Cambridge.

Ich erinnere mich mit Vergnügen an manche helle und liebe Stunde, die ich um jene Zeit in den Sälen „des alten Schlosses" zugebracht habe. Im alten Schlosse war nämlich das Lokal des Kunstvereins, einige hohe und räumige Zimmer, die einen Fern-Blick auf die Ebene nach dem

Deistergebirge hin öffneten. In diesen Zimmern sammelte sich zur Zeit der Kunstausstellung, außer Gemälden aus allen Gegenden des deutschen Vaterlandes, auch eine große Menge lebendiger Bilder, und ich muß, leider! eingestehen, daß viele von diesen das Interesse an den ersteren gänzlich bei mir zurückdrängten. Für mich liegt ein eigener Reiz in einem Genrestück, das sich breit und lebendig vor mir hinpflanzt, und dergleichen bot die Kunstausstellung in reichem Maaße.

Man stieg die doppelte Wendeltreppe zum alten Schloß gewöhnlich in der besten Gesellschaft hinan. Von glänzenden Equipagen und dienstfertigen Lakaien ward es um die Mittagsstunde unten an dem versteckten und dürftigen Eingange niemals leer. Oben an der Thür zeigte man gewissenhaft seine Abonnements-Karte, die, von der sinnigen Erfindungs-Gabe des Sekretairs des Kunstvereins, Hrn. Hausmann, mit den Emblemen sämmtlicher Künste reich dekorirt und eingefaßt war. Mittelst dieser Karte erschlossen sich denn die Pforten zu den „Hallen der Kunst". Anders hieß das alte Schloß um die Zeit in Harrys „Posaune" nicht.

Im ersten Zimmer hing in der Regel der „Ausschuß“, weil es das dunkelste von allen ist. Kunstkenner nannten es deshalb nur die Hölle und gingen, mit einem hohnlächelnden Blicke durch die Lorgnette, rasch in die übrigen Säle. Dagegen hab' ich mit stillem Vergnügen oft bemerkt, wie dies dunkle Zimmer, diese Hölle, von Dilettanten und Dilettantinnen weit höher geschätzt, und statt zu künstlerischem Genusse, lieber für natürliche Neigungen benutzt wurde. Unter einem gleichgültigen Vorwande, als suche man eine Nummer des Katalogs, kam man in das Zimmer zurück, fand, was oder wen man suchte, und amüsirte sich vortrefflich, wenn's auch gerade nicht immer an hübschen Figuren auf der Leinwand war. Die Stille und Leere, welche in der verwandelten „Hölle“ gewöhnlich vorwaltete, leistete solchen Zwecken Vorschub, und nur die Nähe des Eingangs, durch den mit jedem Augenblick unwillkommene Störungen hereintreten konnten, ließ Einzelnes zu wünschen übrig.

Von dem glänzenden Zirkel, der zur fashionable hour in den nächsten Zimmern versammelt war, läßt sich schwer ein Bild oder ein Begriff geben. Denkt Euch alle Nüancen, in denen der Regen-

bogen und die Seide spielen können, fügt als dunklen Hintergrund civilisirte Winterröcke und als hochrothe Staffage die Uniform des hier immer aktiven Militairs hinzu, und Ihr habt wenigstens von den Farben einen kleinen Eindruck. Aber vergeblich würd' es sein, wenn ich die malerischen Attitüden Euch darstellen wollte, worin vor den Bildern gerichtet, geseufzt, geschüttelt, gelacht, geschmunzelt, gegähnt wurde. Vergeblich würd' ich aus dem dumpfen Geräusch, worin die bunteste Conversation beständig hin- und herflog, Einzelnes belauschen oder erkennen wollen, es seien denn halbe Ausrufungen der Verwunderung und der Langenweile, der Kunde und der Unkunde, des forcirten und natürlichen Humors. Es wehte in den Zimmern eine eigenthümliche Atmosphäre, gemischt aus dem starken Duft der Oelbilder und aus hundert künstlichen Parfüms der feinen Welt, die Fenster mußten der Gemälde wegen verschlossen bleiben, und hielten dieses auf die Dauer belästigende Kunstausstellungs-Gas hübsch zusammen. Dazu schwirrten von allen Ecken und Enden menschliche Stimmen, hier in Deutscher, dort in Französischer, sehr häufig in Englischer Zunge, und wer einiger Maßen einen Blick für fremde

Physiognomieen hat, konnte leicht aus der Versammlung die markirten Gestalten der Original-Insulaner herausfinden, mit denen jeder Salon, jede Straße, jeder Laden in Hannover staffirt ist, — vielleicht außerdem noch manche andere Stelle in der großen Residenz, wo man sie am wenigsten suchen möchte!

Diese Engländer geben durch Sprache und Sitte der Hannoverschen Gesellschaft eine ganz eigenthümliche, einer Deutschen Stadt fremde Färbung. Man schmeckt den Englischen Ton im Kleinsten durch, selbst im Preis-Courant, obwohl dies natürlich lange nicht das Kleinste in der Stadt Hannover ist. Daß aber die zum Sprichwort gewordene „Steifheit" von den Engländern abzuleiten wäre, ist durchaus falsch und unbegründet. Mache man den armen Hannoveranern ihre eig'nen Landesprodukte doch ja nicht streitig!

Gegen zwölf Uhr entstand in den Sälen der Kunstausstellung gewöhnlich eine lebhaftere Bewegung, die mir jedes Mal ankündigte, daß die herzogliche Familie angekommen sei. Die erschien gewöhnlich um diese Zeit, oft zusammen, zuweilen auch wohl Herzogin Auguste von Cambridge allein, ganz jene hohe, fürstlich-geborne Gestalt,

wie sie Reichmann in seinem vortrefflichen Portrait, Lebensgröße, dargestellt hat. Ich habe nie schönere Augenbraunen gesehen, als die der Vizekönigin von Hannover, wenn man das ächt Königliche als Maaßstab des Schönen gelten lassen will. Die ganze Erscheinung machte einen imposanten Eindruck, der aber durch den unendlichen Liebreiz der Gesichtszüge beim Reden gemildert wurde. Einmal besinne ich mich, die Herzogin mit ihrem Töchterlein in der Kunstausstellung flüstern gesehen zu haben, und mir wird der milde, mütterlich lächelnde Ausdruck ihres sonst eher strengen, als sanften Antlitzes unvergeßlich sein. Ihr Gemahl, Frederic Adolf, „unser Herzog", wie ihn jedes Kind in Hannover nannte, bewegte sich ganz mit jener leichten, bequemen Art, die überall Liebe voraussetzt, weil sie überall Liebe mitbringt. In der That, man konnte das wohlwollende Lächeln dieses Mundes, diese wahrhaft ehrwürdige Stirn, um die nur noch zur Seite die weißen Haare flossen, kaum ohne eine kindliche Rührung ansehen. Nie habe ich bemerkt, daß er, selbst auf Fremde, einen andern Eindruck gemacht hätte. So ging er über die Leinestraße zu Hannover und nickte jedem grüßenden Jungen freundlich

zu, so saß er im einfachen Jagdkleide zu Pferde, so trat er Abends im Theater vertraulich nickend an die Brüstung seiner bescheidenen Loge; so war er immer und so erschien er immer. Deshalb nannten sie ihn auch alle „unsern Herzog" und sprachen vom „Herzogs-Haus", nicht vom Schlosse oder vom Palais, wenn sie sein Residenz-Gebäude bezeichnen wollten. Seitdem, hör' ich, ist die große, gastlich offene Pforte zu diesem „Herzogs-Hause" zugemauert worden!

Von den Notabeln der Hannoverschen höchsten Gesellschaft bemerkte man in der Kunstausstellung alle Morgen die geistreiche Frau von Schulte, die Schöpferin jener stillen und süßen Garteneinsamkeit, die sie „Bella Vista" getauft hat. Um sie sammelte sich, wie um eine pythische Priesterin, Alles, was auf Geschmack Anspruch machte und ihr Urtheil zu würdigen wußte. Auch die andern Größen und Sterne des Hannover'schen Hofes fehlten nicht, die Platen, die Wangenheim, die Alten, die Mallorti, und wie sie alle heißen, starrend von Orden, in reichster Uniform und umgeben von allem Glanze, der ihren Ahnen gebührte.

Ach, wir kamen uns, diesen gegenüber, recht klein und demüthig vor, wenn wir in unsere stille Fensternische gedrückt, hinaus und hineinblickten auf Kunst und Natur. Wir — nämlich Detmold und ich, derselbe kleine und plötzlich so groß gewordene Detmold, der das vortreffliche Büchlein bei Hahn hat drucken lassen: „Anleitung, binnen drei Stunden ein Kunstkenner zu werden", und der bis zum vorigen Jahre „Kunstblätter für die Hannoversche Ausstellung" herausgab, wie sie keine andere in Deutschland aufzuweisen hat. Wir begegneten uns jeden Morgen in der Kunstausstellung, und wenn er auch seit seinem Buche als eine öffentliche Autorität von einer Hälfte der Gesellschaft eben so eifrig aufgesucht wurde, als von der andern geflohen, während ich in glücklicher Dunkelheit, wie in einem Fausts-Mantel, mitten unter ihnen stehen konnte, ohne bemerkt zu werden: so fanden wir doch immer eine ruhige Minute, worin wir mit einander austauschen konnten. Osterwald, derselbe Künstler, von dessen Hand die Copien im Kunstblatte geliefert wurden, bildete gewöhnlich in unserm Bunde den Dritten.

Was Detmold als Kunstrichter und Kunstkenner war, beweisen seine Artikel; aber von der

Originalität seines Wesens, von seinem bizarren Humor à la Pope, von dem ewig sprudelnden und ewig treffenden Witz seiner Unterhaltung können nur die zeugen, die in kleineren Kreisen zu Zeiten um ihn waren. Detmold hatte in Hannover auch eine starke Klique gegen sich, die ihn der Parteilichkeit, des bösartigen und übelwollenden Ironismus anklagte, allein die ächten und tüchtigen Künstler in Hannover, die Reichmann, Laves, Bandel, Jacobs, Andreä und Andere, lassen gewiß seinem Gedächtnisse alle Gerechtigkeit widerfahren, mit der sie ihn, den Anwesenden, anerkannt haben. Und darum ist die andere Klique, wenn auch eine starke, dennoch eine sehr schwache!

Im Saale der Kunstausstellung mußte man Detmold sehen; das war sein Feld und seine Sphäre. Er sprach wenig, aber seine Worte waren Pfunde und waren Pfeile; er beobachtete nicht aus Profession und mit der Absicht eines Stadtpoeten, aber wenn er etwas gefunden, wußte er's köstlich wiederzugeben. „Hören Sie!" sagte er mir eines Morgens, indem er mich vor eine, im Tone etwas grün gehaltene Landschaft, ich weiß nicht mehr welches Künstlers zog, „hören Sie, zu welchem Wunsche könnte Sie das Ding

da begeistern?" Ich verstand ihn nicht. „Wissen Sie, was eben die Frau von *** dabei geseufzt hat? Gott, hat sie geseufzt, die Landschaft möcht' ich besitzen, sie paßt so schön zu meinen grünen Meubeln." So etwas war Detmold eine innige Freude. Er trug es, wie einen Schatz, mit nach Hause, in sein Parterre-Zimmerlein, worin neben einer wahrhaft künstlerischen Unordnung doch eine ausgesuchte Bequemlichkeit zu finden war. Andern Morgens wandelte dann der Fund, in Gestalt einer bittern Note, ohne alle Anmerkung und Zuthat, in die Druckerei des Kunstblattes, und am nächsten Mittag schrie man in Hannover wieder Zeter über den „boshaften" Detmold. —

---

## II.

## Literatur-Bild.

---

Wenn's hernach Frühjahr wurde im Lande Hannover — und wirklich, zuweilen ward's Frühjahr, und mir war's, als säh' ich den goldlockigen, rothwangigen Postillon d'amour auf der weißen Göttinger Chaussee angebraust kommen — dann liebte ich's sehr, allein oder mit einem zufällig Gefundenen die Herrenhäuser Allee hinauszuwandern. Die war nämlich um die solenne Mittagsstunde, besonders an Sonntagen, der Sammelplatz der Hannoverschen Welt. Eine breite, schnurgerade Straße, durch hohe Lindenreihen in drei abgesonderte Gänge für Fußgänger, Equipagen und Reiter geschieden, führt hinaus zu jenen berühmten Gartenanlagen, welche die Hannoveraner

so gerne mit Versailles vergleichen. „Die große Fontaine“ (sie springt in der Frist von Pfingsten bis Michaelis an gewissen Tagen) „ist stärker als die in St. Cloud; mit fünf Rädern steigt sie 125 Fuß, mit drei Rädern 85 Fuß in die Höhe.“ Das ist eine statistische Notiz, die man von jedem Hannoveraner hören kann, und bei der er Einem mit triumphirender Gleichgültigkeit unter die Nase sagt: „Sie können sich keinen Begriff davon machen, wenn Sie's nicht selber gesehen haben!“

Ich machte mir dann einen ganz ungeheuern Begriff, bis ich es gesehen. Der ganze Garten, sammt seinen Anlagen aus Taxus und seinem Theater mit heimbuchenen Coulissen, sammt Grotten, Caskaden und Fontainen, sammt Standbildern und Antiken von Bronze, kam mir aber deßungeachtet vor, wie eine plattgetretene Wilhelmshöhe. Nichts von dem natürlichen Zauber, den dort die Gegend der Kunst entgegengetragen hat, nichts von der Einfachheit und wahrhaft erhabenen Poesie, die dort in allen Schöpfungen vorwaltet! Ich fand einen großen, in streng Französischem Style angelegten Garten und ein Schloß, das weit mehr durch seine Vergangenheit, als durch die gegenwärtige Schönheit wirkt. Es knüpfen sich an das

alte Herrenhausen (Horingehusen heißt es mit seinem Urnamen), so gut wie an Montbrillant und an Burg Leuenrode, die jetzt im Banne der Stadt versunken ist, eine Menge historischer Denkwürdigkeiten und Erinnerungen.

Nun war's mir aber bei meinen Frühlingsgängen eben so wenig um die Vergangenheit, als um die Gegenwart des Herrenhäuser Schlosses zu thun. Ich begnügte mich damit, durch das Steinthor dem Gewirr und Gewimmel der durcheinander kreuzenden Straßen zu entrinnen und, umgeben von dem ewig wechselnden Bilde kommender und gehender Menschen, die schöne breite Lindenallee hinzuschlendern. Mit großer Dankbarkeit muß ich dabei eines Cicerone gedenken, der nicht unterließ, jedes Mal, daß er meiner in der Allee habhaft werden konnte, meinem Gewissen einzuschärfen, daß diese selbige Allee, worin wir anitzo lustwandeln gingen, Anno 1726 durch Anpflanzung von 1335 Linden entstanden sei, und in der Länge 6828 Fuß und in der Breite etwa 200 Fuß messe. Für das Letztere könne er nicht genau einstehen, sagte er, weil bei seinen eignen Meßunternehmungen immer 'was dazwischen gekommen sei in der Breite.

Lieber als diese lebendige Meßkette, welche ich leider oft genug neben mir klirren hören mußte, war mir das Geleit eines Hannoverschen Dichters, dem ich auch zum ersten Male in der Herrenhäuser Allee begegnet bin. In seinen Poesieen heißt er Worosdar, in seiner Bürgerlichkeit aber gab er sich mir als einen Doctor Klenke zu erkennen. Er ist derselbe, dessen Mittheilungen im „Kometen", in der „Mitternacht", im „Phönix", ihm eher die ganze Welt zum Freunde gemacht haben, als die gute Stadt Hannover; in Folge dessen — sagt man — hat er sich auch jetzt nach Braunschweig gewandt.

Wir fanden uns in der Herrenhäuser Allee, als es bereits Herbst geworden war, und die Blätter hier und da kühl und welk von den Bäumen hernieder rieselten. Worosdar arbeitete damals gerade an einem Aufsatze, worin er die Herrenhäuser Gartenanlagen technisch beleuchten, das heißt verdunkeln wollte. Klenke=Worosdar ist ein schlanker, hoher Mann mit ernsten Augen, festen, fast bleichen Zügen und einem beneidenswerthen Haar, das er eben so schön zu bauen und zu ordnen versteht, als seine Gartenanlagen in der Poesie. Er bedauerte, als wir uns die Hand geschüttelt

hatten, die Linden, die man alle „gekappt" hat und deren nackte, klagende Stümpfe traurig in die graue Oktoberluft hineinragten. Ein Wort gab das andere, von den verschnittenen Linden kamen wir auf die Hannoversche Dichtkunst, vom Herbst auf das Hannoversche Theater, und als wir am selbigen Abend bei Herrn Robby an der Leinestraße, hinten in dem dunklen, lauschigen Lesestübchen jener weltberühmten Conditorei, ein Glas Punsch zusammen getrunken hatten, waren wir schon über alle Berge der ersten Bekanntschaft hinaus.

Worosdar eröffnete mir, der ich noch nicht lange in Hannover angekommen war, eine lächelnde Perspective auf die literarischen Zustände in jener Stadt. „Unsere Posaune kennen Sie", sagte er, „denn ich habe gesehen, daß Sie selbst dafür thätig gewesen sind." Ich seufzte und nahm einen wehmüthigen Zug aus meinem Glase. „Ueber Herrn Georg Harrys und Herrn Herrmann Harrys junior" (fuhr er fort) „darf ich Ihnen also nichts mehr sagen. Allein es giebt außerdem der Originale bei uns noch eine ganze Menge. Ich will nichts von Blumenhagen reden*) (beiläufig gesagt:

*) Jetzt ist diese Schonung doppelt an ihrem Orte!

die Hannoveraner accentuiren alle dessen Hintertheil, indem sie nicht Blúmenhagen, sondern Blumenhágen aussprechen), nicht einmal von Herrn Voigt, der einmal das Unglück gehabt hat, mit seinem „Schatzgräber" einen Schatz zu graben, nämlich den Preis einer Novelle bei Brockhaus, und der seit diesem Unglücke meint, er sei Papst der neuen hochdeutschen Poesie. Aber kennen Sie Haspe?"

Als ich verneinte und mich vergebens auf den Namen besinnen wollte, entsetzte sich Worosdar über die Maaßen. „Sie kennen Haspe nicht?" rief er aus, „den Verfasser des Ideals, Erfinder einer Lebendig-Begrabenen-Rettungs-Maschine, Dichter unendlicher Trauerspiele, die nirgends aufgeführt werden, Doctor der Philosophie, seit ihm einige matte Witzbolde das Diplom zugefertigt haben, den Hannoverschen Till Eulenspiegel kennen Sie nicht?" Ich mußte meine Schande eingestehen. Worosdar erzählte mir darauf, daß Haspe, eigentlich Uhrmacher seines Zeichens, derselbe sei, den Heinrich Laube als Klempnermeister im zweiten Bande seiner Reise-Novellen portraitirt habe, die Zielscheibe alles patriotischen Witzes und ein erbarmungswürdiger Idiot, in

dessen Manie, Dichter zu sein, die ganze Stadt zu ihrer eigenen Belustigung einginge. „Sie verstehen ja Englisch", setzte er hinzu; „wenn Sie wollen, werde ich Sie morgen als Lord Byron bei ihm einführen." Ich deprezirte allen Ernstes und wir verständigten uns dahin, daß eben durch jenen Herrn Haspe den wenigen Literaten in Hannover ein rechter Schaden geschehe. Das Ridikule seiner Persönlichkeit fiele, in den Augen aller Halbgebildeten wenigstens, auf den Stand zurück, dem sich Herr Haspe einmal anreihte. Man gibt in Hannover so nicht viel auf Künstler, wenn man auch par honneur als Liebhaber der Kunst zu Zeiten sich zeigen muß. Da aber weder ein belletristisches Blatt von Bedeutung in Hannover erscheint, noch auch von den dortigen Buchhandlungen eine Anregung dieser Art ausgeht, so ist's am Ende kein Wunder, wenn die Wenigen, die sich productiv fühlen und gern die Interessen des Schönen vertreten möchten, aus Mangel an allem Publikum entweder in eine gehässige Opposition zu demselben treten, oder in ihren Bestrebungen einzelne, abgelegene Wege einschlagen. Es ist eben in Hannover dieselbe Misère mit der sogenannten schönen Literatur, wie in allen Deutschen Mittel-

städten. Wenig Kraft, gar kein Stoff; wenig Verständniß, durchaus keine Förderung, geringe Zwecke und mittelmäßige Leistungen.

Gott! wie wir niedergeschlagen wurden — trotz des vortrefflichen Punsches, den uns eine charmante Ladenmamsel verabreichte — als sich vor unseren Augen das dunkle, hoffnungslose Feld aufthat, dem wir unsere junge Kraft und unsern besten Willen gelobt hatten! Mir fielen die Schwingen wie geknickt hernieder, und Klenke-Worosdar, der mit dem Elemente, in dem er leben mußte, durch Gewohnheit schon nothdürftig ausgesöhnt war, hatte seine Mühe, um die Sprungkraft und Elastizität meiner Seele wieder aufzurichten Nun verdachte ich's Herrn Blumenhagen (dessen Poësie übrigens von einem Beinbruche datirt, der ihn lange auf dem Krankenlager festhielt und zur Zerstreuung an solche Beschäftigungen hinwies), zwar nicht mehr, daß er sich in allen Deutschen Almanachen angekauft hat und sein Privilegium auf die poetischen Bierbrauer aus der Lüneburger Haide wacker benutzt. In Hannover kann man eben nichts anders thun, wenn man den Sisyphus-Stein der Klage nicht tagtäglich wälzen mag, als sich von allem Nahen

emanzipiren, alle Wechselwirkung mit dem Publikum aufgeben, und eben so wenig von ihm Anregung und Förderung oder gar persönliches Anerkennen erwarten, als auf dasselbe anregend und fördernd influiren wollen.

„Glauben Sie mir", sagte Klenke, als wir beim Nachhausegehen einen Augenblick unter Herrn Georg Harrys Fenster, in der Kalenberger Straße stehen blieben, „der Mann da droben hat sein Publikum richtig aufgefaßt und weiß es richtig zu behandeln. Seine Posaune bringt nichts, was über dessen Horizont hinausginge, ja nicht einmal etwas, was schlechte Leser und gute Abonnenten choquiren könnte. Eine zahme Novelle, eine hausbackene Theaterkritik, und als stehende Rubrik einen Artikel: „Unsere Wünsche", worin eben Jedermann — — Sie verstehen mich schon!"

Ach ja! ich verstand ihn nur zu wohl und lernte ihn mit jedem Tage besser verstehen. Allein mit der Zeit gewann ich der Sache eine heitere Seite ab, und konnte herzlich mitlachen, wenn mir Detmold in einer ausgelassenen Stunde einst zurief: „Unser Parnaß in Hannover ist eben ein Lazareth, worin Jeder sein Gebrechen, äußeres oder inneres, hat." Hier ließ er Alle eine ergötz-

liche Revüe passiren, die ich in meinen Reminiszenzen unterdrücke, um nicht wegen „wilder Persönlichkeiten" angefehdet zu werden. „Unser Lazareth-Inspector" — schloß er — „ist Georg Harrys, der Posaunen-Redacteur. **Vive le Roi, quand même!**"

---

## III.

# Göttingens letzter Jubel.

### Erste Vigilie.

Wer am 16. September des Jahres 1837 Abends gegen 6 Uhr durch eine andere, als die Weender-Straße in den weltberühmten Musensitz der Georgia Augusta einzog, der fühlte sich durch die befremdliche Stille, welche überall waltete, um so mehr betroffen, als er vielleicht um jene Zeit schon dem ganzen Vorlärm des hundertjährigen Jubiläums dort zu begegnen erwartet hatte. Dieser beschränkte sich aber, wenn man einzelne Reisewagen ausnimmt, lediglich auf die Weender-Straße, vom Thore bis zum alterthümlichen Rathhause. Auf dieser Strecke trieb sich ein bunter, brausender Menschenknäuel, gelichtet von

langsam durchgleitenden Karossen, unaufhörlich auf und nieder, um bei dem feierlichen Glockengeläute und dem Einzug der letzten Gäste gegenwärtig zu sein. Aus den Fenstern der nächst gelegenen Häuser wehten bereits die Fahnen der Studenten ungeduldig und lustig auf die lustwandelnde Menge hernieder; hier das braunschweigische Roß, dort der hessische Löwe, an jener Ecke vom eisernen Balkon das Kreuz der Schweizer, vor allen aber groß und prächtig die Flagge des freien Amerika, mit den zwei und zwanzig Sternen im blauen Felde und dem langen, roth- und weißgestreiften Saume, der die fremden Pflastersteine hochmüthig streifte. Das Völkchen, welches sich morgen um diese Banner sammeln sollte, begnügte sich heute, sie von unten zu betrachten, und, je nach dem es nun freundliche oder feindliche Zeichen waren, zu bewundern und zu bekritteln. Die in ziemlicher Zahl schon versammelten Gäste ergingen sich in dem milden Herbstabend, mit dem die Natur, schöner als die Glocken der Göttinger Bürgerschaft, das große Fest einläutete.

Ich hatte unter diesen Umgebungen keine Erinnerung an eine verklungene Jugend aufzusuchen;

kaum daß hier und da unter den vielen menschlichen Gesichtern eines gegen mich rannte, das mit einer alten Narbe das Gedächtniß an dieselbe wieder auffrischte. Mein akademischer Weg führte mich nicht über die, damals noch in Blüthe stehende Georgia Augusta. Daher mocht' es meinetwegen kommen, daß ich mit gleichgültigem Muthe jetzt einsam unter den Haufen umhersteuerte und das ganze Bild für mich wenig mehr Bedeutung erhielt, als etwa die Introduction zu einem Jahrmarkte. Dagegen bemerkte ich mit Vergnügen, wie sich in der Weender-Straße manche Jugendbekanntschaft graugewordener Studenten erneuerte, wie der alte Amtmann aus dem runzelvollen Gesichte und dem gebückten Gange eines Ehren-Pastors die Gestalt seines Stubenburschen zusammensuchte, wie der Vater dem Sohne seine „Kneipe" wies, und wo er das erste Kolleg gehört, und wie es damals doch ganz anders in Göttingen ausgesehen. „Und in der Welt überhaupt", setzte Einer hinzu. Natürlich mußte es viel besser gewesen sein. Der „weißt Du noch?" und der „hier war es" schien kein Ende zu sein, weshalb ich mich zeitig aus dem eintönigen Wesen in die nahgelegene „Krone" retirirte.

Mein Schicksal führte mich in die Gaststube an die Seite zweier Herren, die bei einer halben Flasche Rothwein sich auf das Jubiläum vorbereiteten. Ein Jubiläum und ein Schoppen Bürger-Medoc! Allein ihre Unterhaltung war noch klassischer. Ich hörte nur, wie der Eine dem Andern vorsichtig zuflüsterte: „Und auf diese Weise haben sie ihn zuletzt 'rumgekriegt, daß er ein Tory geworden." Ich nahm's für ein böses Omen für das Fest.

Nach einer Stunde, gerade so zugebracht, wie in jedem andern Gasthause jeder andern Stadt auch, trat ich wieder hinaus, und ging, um in die rechte Stimmung zu gerathen, noch einmal durch die Weender-Straße. Dort war es nun wirklich schön und lieb. Das Getümmel hatte sich gerade so weit verlaufen und verschollen, daß nur noch ein malerisches Leben und Weben bemerkbar blieb. Kosende Paare zogen an mir vorbei; dann und wann kam noch ein Wagen mit Fremden über die kiesbestreute Straße gefahren; in allen Häusern waren schon die Lichter angesteckt, hier und da vielleicht sogar eins mehr, wie auf den gewöhnlichen Schabbas. Die Fontaine vor dem Rathhause, — ein Naturwunder, das mich lebendigst

an die Tritonen der Abderiten erinnert, die nach Wieland aussahen, als ob sie den Schnupfen hätten — spielte plätschernd in den mondklaren Abend hinein, und erhielt einen Theil des übrigens sehr trockenen Marktplatzes beständig in angenehmer, sumpfartiger Constitution. Das Rathhaus mit dem breternen Illuminations-Gerüste für morgen, der Jacobithurm, der stumpf und schroff, in einzelnen Absätzen wie eine breite, wundersame Kaktus-Staude in die Höhe kletternd, auf dem bleichen Nachthimmel sich abschnitt; im Hintergrunde das Weender-Thor mit dem Thronbogen für Ernst August; alles dieses verschlang sich, von dem feinen Nebelschleier einer deutschen Herbstnacht umfangen, in ein stilles, begnügliches Nachtstück, in dem ich aber noch gar keine Ahnung des Jubiläums entdecken konnte. Von Fremden war verhältnißmäßig wenig zu hören; die Einheimischen schienen traulich zu Hause zu sitzen; es war eben ein Sonnabend, wie er jedwede andere Woche auch hätte beschließen können.

Doch nein! — Bei meiner Rückkehr in die „Krone" empfing mich ein donnerndes „Gaudeamus igitur", das aus dem Saale im ersten Stocke herabklang. „Endlich", dachte ich, und

steige hinauf. Da saßen nun freilich Leute in Menge, auch Bekannte genug unter denselben; eine Rauchwolke, so dicht und so wohlriechend wie der Hauch einer Dreikaiserschlacht, brütete über dem dürftig erhellten Schlachtfelde, wo leere Flaschen und zersplitterte Gläser als Trophäen aufgeschichtet waren. Alles war sehr fröhlich, wie nicht anders zu sagen ist; es ward gesungen, getrunken, gelacht; Studenten und, nach technischem Unterschiede, Philister saßen einmüthig durcheinander; matte Toaste flogen dann und wann auf, wie naßgewordene Raketen — ich weiß nicht, mir gefiel's nicht recht. Ich fragte nach bekannten Namen, die als Gäste des Jubelfestes angekündigt waren, nach Humboldt — „Ja, der kommt hier nicht her"; — nach den Göttinger Professoren — „Ja, die sind heute noch für sich"; — nach Thiersch — „Ja, der war heute Mittag hier und brachte einen köstlichen Toast auf das Wohl aller Musenfreunde"; — nach hübschen Frauen — „Ja, die haben sich schon zurückgezogen". Da saß ich denn unter wildfremden Menschen, die sich eben so wenig um mich bekümmerten, als ich mich um sie, und unter ganz bekannten Menschen, die ich zu Hause eben so gut haben konnte, als zu

Göttingen auf dem hundertjährigen Jubiläum. Die alten Herren waren auf ihre Weise lustig, für die ganzen letzten dreißig Jahre auf einmal, und ein böser Mensch, der neben mir saß und, leider! auch noch nüchtern war, machte die Bemerkung: es scheine, als ob in den letzten vierzig Jahren doch nicht lauter geistreiche Menschen in Göttingen studiert hätten.

Mit selbigem bösen Menschen machte ich noch einen Gang durch die Stadt, und da es bei Herrn Schönhütte so schön hell und still war, kehrten wir noch einmal ein. Hier fanden wir eine Scene, die der „Krone" ganz entgegengesetzt. In einem sehr geräumigen und hohen Saale, wo für einige hundert Menschen gedeckt war, saßen drei Studenten und aßen Pfannkuchen. Aber sie sprachen nur ganz leise mit einander, als fürchteten sie sich vor dem Wiederhall ihrer eigenen Worte. Wir fragten einen der vielen Kellner, welche uns entgegenstürzten: wann denn hier zu Nacht gespeiset werde? und erhielten die Antwort: „Wenn die Gäste kämen."

„Das war ein Désappointement", sagte der böse Mensch, als wir wieder auf der Straße waren. — „Meinen Sie für uns oder für den

Gasthalter?" fragte ich, und wir lachten und schüttelten die Köpfe und schieden.

---

## Der erste Tag.

„Bis hierher hat uns Gott gebracht", bliesen am Sonntags-Morgen die Stadthornisten vom Kirchthurme herunter, und ein Student, der nach ächter Lazzaroni-Weise auf der Hausflur der „Krone" sein Bivouac aufgeschlagen hatte, wiederholte es brummend, indem er sich verwundert von seinem harten Lager erhob. Ein höchst feierliches Geläute — „in drei Pulsen", wie das Festprogramm besagte — weckte die Träumenden, und über die Straßen glitten schon einzelne Studenten im Feierkleide, mit wallenden Federn auf dem Barett und bunten, künstlich geschlungenen Binden. Um 9 Uhr wurden alle Zugänge zur Weender-Straße gesperrt, als Zeichen, daß jetzt das Jubiläum angehe. Man erwartete nur den König, um den Zug von der Bibliothek in die Johanniskirche anzutreten.

Mir stand die Wahl frei, mich — als „Fremder von Distinction“, wie das Festprogramm besagte — dem Zuge „der angesehenen Gäste“, wie ebenfalls das Festprogramm besagte, anzuschließen, oder aus dem Fenster eines Freundes in der Weender-Straße das Ganze à vol d'oiseau mit anzusehen. Ich ergriff die letzte Partie, und wartete mit den tausend Köpfen, die sich an der ganzen Häuserreihe der Weender-Straße zu Fenstern, Dachlucken, Glasläden und Ziegeln herausstreckten, geduldig auf König Ernst August, der von Hannover kommen sollte, durch die breterne Ehrenpforte am Weender-Thore. Die Bürger waren ihm mit Musik entgegengezogen, aber seine Pferde haben sie dieses Mal noch nicht ausgespannt.

Es mochte halb 11 Uhr sein, als ein rascheres Leben unter der versammelten Zuschauermasse, Pferdegetrabe und Stimmengebrause die Ankunft des Ersehnten verkündigten. Die Kanonen lößten sich, die Glocken schwangen, alle Frauenzimmer griffen nach ihren weißen Taschentüchern, manche in der Herzensnoth vielleicht auch nach einer Serviette, und ein sehr einfacher, mit sechs Rappen bespannter Wagen brauste die Weender-Straße herauf, voran ein Reiter in rothem Ueberrocke,

dahinter eine vierspännige Extrapost-Chaise mit dem Gefolge.

In dem Sechsspänner, der nicht zurückgeschlagen war, saß Ernst August, König von Hannover, Prinz von England ꝛc. ꝛc. Mich überrieselte ein eigenes Gefühl bei dem Anblicke des Mannes. Ein schöner, sehr bedeutender Kopf, nur an den Seiten mit dünnen, schneeweißen Haaren leise beschattet, die Stirn ächt englisch, d. h. schroff zurücktretend, eine kühne Nase, worunter der ganz weiße Schnurrbart kriegerisch emporstieg, das Haupt zurückgelehnt, und die halbgeschlossenen Augen aus tiefen Höhlen herausblinzelnd — so sah Ernst August aus. Sein Anzug war eine einfache, blaue Uniform mit rothem Kragen und Aufschlag. Nie ist ein König einfacher zu einem hundertjährigen Jubiläum seiner Landes-Universität gekommen; aber wer einen Blick für Könige hat, sah doch, daß er der König war.

Der Wagen fuhr durch die jubelnde und wedelnde Menge am Hause der Ruprecht'schen Buchhandlung vor, wo der König sein Absteigequartier nahm. Es war ein einstimmiger Freudenruf, womit Hannover den König empfing. Mir gingen allerlei widerliche Erinnerungen und Vergleiche

durch die Seele; der Schauer vor der irdischen Majestät verrauchte, ich fühlte mich unbehaglich, und war herzlich froh, als die Ersten des Zuges langsamen Schrittes um die Ecke schwankten.

Da könnte ich nun, wenn ich Mistreß Trollope wäre, eine delikate Beschreibung von den vielen, hübschen, jungen, kräftigen Männern geben, die im ritterlichen Costüme, mit wehenden Fahnen, gesenktem Schwerte, lustig flatternden Schärpen und wogenden Federhüten einherzogen, hier in blauem, dort in schwarzem Sammet, hier in schweren Reiterstiefeln, dort in zierlich ausgeschlagenen, befranzten Ritterschuhen. Aber ich habe wenig Sinn für ein Costüm, das mich zu viel an Seiltänzerei erinnerte, obgleich die Mehrzahl wieder durch ebenso reiche, als geschmackvolle Anzüge imponirte. Zu den ritterlichen Trachten und dem künstlich gekräuselten Schnurrbarte standen die Brillen, welche Viele trugen, in komischem Contraste; dagegen zeichneten sich manche, wahrhaft schöne und edle Gesichter unter der Jugend aus, manche kräftige Formen, auf denen wohl das Auge eines sechszehn-endigen hannoverschen Fräuleins mit Wohlgefallen ruhen mochte. Die Bremenser gingen mitten unter den bunten Farben der übrigen

Landsmannschaften in einfach grünen Mützen, und, wahrlich! aus einem Grunde, der mir sehr zusagte. Senatus academicus hatte nämlich bei den ersten Zurüstungen zum Jubiläum alle Farben verbieten wollen, und hernach, noch willkührlicher, die Anordnung nach bestimmten Abzeichen jeder Landsmannschaft geboten; darauf waren die aus dem Herzogthume Bremen ganz ohne Farbe geblieben, und nur ihre Offiziere und ihre Fahnen zeigten Grün-Roth, während der ziemlich zahlreiche Zug der Uebrigen in grünen Mützen, ohne Bänder im Knopfloche, einherging.

Nach den Studierenden kam „Corpus academicum“, wie das Festprogramm besagt. Die Professoren sahen aus wie Maulwürfe, die unversehens an's Tageslicht kommen. Der lange Talar und das Sammet-Barett schien die alten Herren gewaltsam zu incommodiren. Fast einen rührenden Eindruck machte Blumenbach auf mich, der am Arme eines Herrn in reicher Uniform ebenfalls in dem Zuge mitwankte, gebeugt von der Last seines eigenen Jubiläums. Vor dem Fenster des Königs riß sich der Natur-Nestor aber von seiner Stütze los, entblößte den wahrhaft ehrwürdigen Scheitel, und versuchte einige rasche, hastige Schritte. Ich

sah noch, wie Ernst August mehre Male mit Hand und Haupt zu dem Alten herabwinkte; später ist er sogar persönlich bei ihm gewesen, wie die Zeitungen meldeten.

Mir kam die Idee, die Lebensjahre der Lehrer der Georgia Augusta nach flüchtigem Ueberschlage zusammen zu addiren, wie so einer nach dem andern unter meinem Fenster hinschlich. Allein ich schwindelte vor der Ausführung. Großer Gott, welche Aussichten für die Wissenschaft, wenn ihre besten Stützen alte Namen und morsche Leiber sind. Was wollt Ihr mit den Auctoritäten, die Ihr an die Stirne Eurer Hochschulen anschlagt, mit den Namen Blumenbach, Heeren, Hugo (die zwei letzten fehlten sogar im Zuge vor Altersschwäche); und meint Ihr, sie gäben der Wissenschaft, der ewig lebendigen, sich fortentwickelnden, eine bessere Garantie, als jüngere Renommee's, aber auch jüngere Kräfte? Zeigt mir doch in irgend einer Doctrine einen Mann, auf den Ihr hinweisen könnt, als auf eine europäische Hoffnung, der, wie jene Emeriti zu ihrer Zeit, Systeme erfinden kann und dergleichen! Ihr seid mit Eurer Doctrine selbst übel daran, und wollt der schönen Literatur

geistige Impotenz und kritisirende Krankheit vorwerfen! —

Unter den „angesehenen Fremden“ schritten voran die Großwürdenträger der hannoverschen Krone, auch zum größten Theil gebückte Figuren und gebleichte Schädel, die aus dem von Gold, Geschmeide und Orden starrenden Anzuge seltsam genug hervorsahen. Da ging Graf Platen, der Obermundschenk und ci-devant Theater-Fürst, auf dessen Kleid auch nicht mehr ein Fleckchen übrig war für einen Orden oder eine Stickerei — Arenswaldt, Scheele, Schulthen, Stralenheim, und was weiß ich, welche andere Notabeln aus dem Kabinet von Hannover. Humboldt, der unter den Ersten des Zuges war, schien, trotz seines weißen Haares, ein Mann unter ihnen; so schritt er, jung geblieben im Dienste der Natur, unter den Uebrigen umher, ein wohlwollendes, stilles, bescheidenes Gesicht, mit klaren und milden Augen, denen man es ansah, daß sie tief und lange der Natur in's ewig schöne Antlitz gesehen, und doch nicht tief und nicht lange genug, um sich an ihrem Bilde zu verzehren. Außerdem zeigte man mir den Baiern und Neugriechen Thiersch, ein rothes, gesundes Gesicht, mit hellen Blicken;

Christiani, den Mirabeau der Lüneburger Haide, wie Heine schrieb, dem durch Krankheit das eine Auge geschlossen und gelähmt ist, und der dessen ungeachtet mit dem einen schärfer sieht, als die beste Lorgnette eines Hannoveraners; Hassenpflug aus Kassel, mit seinen geistestrunkenen Augen und dem festen, scharfen Tritt; den preußischen Gesandten Kanitz, eine imposante männlich-schöne Gestalt. Kurz, eine lange Reihe von gelehrten und ungelehrten, berühmten und dunkeln Leuten.

Der Zug brauchte anderthalb Stunden, um durch das lebendige Spalier von vielen tausend Zuschauern in die Kirche zu gelangen. Ich führe dieß weniger an, um seine Länge, als um seine Langsamkeit zu bezeichnen. Es mochten vielleicht eintausend Studierende und zweimal so viel Fremde darunter sein. König Ernst August begab sich ebenfalls, von einem fröhlichen Hurrah der Studenten und ihren gesammten Fahnen begrüßt, in die Kirche.

In der Kirche wurde erst sehr gesungen, hernach predigte Liebner. Irgend eine Zeitung gedachte dessen nur mit den Worten: „Liebner predigte.“ Wahrlich eine humane Schonung! Ja,

Liebner predigte und predigte sehr, und predigte immer zu. Der Gottesdienst dauerte drei volle Stunden. Die Studenten verließen haufenweise die Kirche, sogar die Diplomaten konnten ein heimliches Frösteln und Gähnen nicht unterdrücken. Ich habe von der Predigt wenig mehr gehört, als die einige Dutzend Male vorkommende Redensart vom Sausen des Windes, und zuletzt war's mir, als hörte ich in Liebner selbst nur einen „durch dürre Blätter säuselnden Wind." Aber mein Platz war sehr günstig. Ich saß auf dem Fußboden, dicht neben der Hildesheimer Fahne, deren Saum mir kosend um die Stirn spielte. Zur Seite, kaum drei Schritte entfernt, hatte ich den König, und konnte jetzt mit aller Muße das schöne, büstengleiche Königs-Antlitz und diesen, bei allem Alter noch sehr kräftigen und strotzenden Wuchs betrachten. — Ernst August litt wie ein Märtyrer, und hielt das Sausen des Windes geduldig aus, während ich mich bei guter Zeit davon machte.

Nach dem Gottesdienste wurde die „Enthüllung der Statue Wilhelms des Vierten" vorschriftmäßig vorgenommen. Die Statue stand unter einem weißen Ueberwurf, den der Volkswitz richtig als Nachtmütze bezeichnet hatte, auf dem nach ihr

getauften Wilhelmsplatze. Unschuldige Kinder und die Göttinger Bürgerschaft in Hüten mit Eichenlaub begaben sich in Procession dahin; es wurden Blumen gestreut, und Festreden gewechselt, von denen ich nichts verstand; zuletzt sollte die feierliche Enthüllung richtig vor sich gehen, allein der unglückliche Schleier blieb oben hängen, und mußte mit Feuerhaken sehr unfeierlich heruntergerissen werden.

Da stand Wilhelm der Vierte.

„Er will zusehen, ob's regnet", sagte ein Göttinger Straßenjunge neben mir, und der Witz lief pfeilschnell durch die Masse. In der That sah es so aus. Das Bild von Bronze, bekleidet mit dem königlichen Hermelin, stand aufrecht und ruhig da, die rechte Hand, wie segnend, oder schützend, oder waltend ausgestreckt. Diese Bewegung war aber so steif und hölzern dargestellt, daß jener Einfall als sehr treffend und glücklich einleuchten mußte, und um so drastischer wirkte, als der Himmel sich gerade mit drohenden, leise träufelnden Wolken bezogen hatte. —

Der Guß der Bildsäule ist, ernsthaft geredet, sehr rein und schön, allein die Auffassung im Detail mißrathen. Der Hermelin-Mantel ist bis

auf's Peinlichste ausgearbeitet, jede Flocke daran herausgehoben, und die Spange, die ihn zusammenhält, sammt der großen Halskette, mit einer fürchterlichen Gewissenhaftigkeit behandelt. Der Kopf erscheint im Ganzen ruhig und schön, die Haltung aber, namentlich die ausgestreckte Rechte, sehr steif. Auch die Stellung, bei deren Wahl freilich mancherlei Rücksichten zu beobachten waren, ist sehr charakteristisch. Das neue Universitäts-Gebäude, und das Gymnasium, die einander gegenüber liegen, traten hier in ein kritisches Dilemma. Welcher Anstalt sollte Wilhelm, Pater Patriae, wie die Inschrift sagt, den Rücken zuwenden? Billiger Weise keiner; darum gab man ihm jene zur Rechten, diese zur Linken, als vis à vis aber, wonach sein Blick sich richtet, eine Restauration und die Kanzlei von Göttingen.

Auf dem Piedestal steht folgende Inschrift:

Statuam posuit,
Cum saecularia
Georgiae Augustae sacra
Celebrarentur,
Civitas Gottingensis.

Der Zug, an den sich die aus der Kirche glücklich Erlösten auch angeschlossen hatten, begab sich in

aller Ordnung zurück, die Studenten brachten ihre Fähnlein heim, und Alles eilte zum Mittagstisch. Auf der Bibliothek war für die allerhöchsten Fremden, Deputirten rc. eine königliche Tafel bereitet, zu der man Zutritt hatte, wenn man eingeladen wurde. Dasselbe wiederholte sich alle drei Tage des Festes, und Ernst August soll eine großartige Munifizenz bei diesen Festen entwickelt haben. Er selbst war nur bei dem ersten zugegen. Leider! kann ich hier nicht als Augenzeuge berichten; da man nicht wußte, daß ich auch als Gesandter einer „europäischen" Macht (der eigentlichen „Europa" sogar) anwesend war, betrachtete man mich nicht als tafelfähig, und überließ mir selbst die Beköstigung meines Leibes. Ich erreichte diesen Zweck nach vielen Kreuzzügen höchst unvollständig bei Herrn Schönhütte. Die Tafel war sehr groß, und Herr Schönhütte hatte die glückliche Idee, Hunderte mit wenigen Broden als moderner Wunderthäter zu sättigen. Die studirende Jugend, die natürlich den meisten Hunger mitbrachte, weil sie sich nicht so lange von Herrn Liebner hatte abspeisen lassen, als wir, riß die wenigen erscheinenden Gerichte an sich, und that, als ob sie in Göttingen zu Hause sei, was ja freilich auch der Fall

war. Wir Fremden begnügten uns mit Fluchen und Bezahlen.

Nachmittags und Abends zerstreute man sich nach beliebigen Richtungen. Es war, leider! zu wenig für einen gemeinsamen Mittelpunkt der einzelnen Kreise alter und neuer Freunde gesorgt, und Jeder hatte die Erlaubniß, sich zu divertiren, wo und wie er Lust hatte. Mich führten ein Paar Freunde in Michaelis Garten, wo mir auch Bürger's sehr dürftiges und verstecktes Denkmal gewiesen wurde. Es war recht vergnügt und hübsch in dem Gärtlein, bis die Schlange, in Gestalt eines hannoverschen Landpredigers, uns vertrieb. Der gute Mann wollte nämlich den Cicero des Göttinger Jubiläums machen, schwang sich, statt auf die Rostra, auf die morsche Musikantenbühne, und redete. Ach! er erzählte eine entsetzliche Anekdote, von Kubik- und Quadrat-Bäumen, und setzte jedesmal neu und immer langathmiger ein, wenn ihn ein Jubelruf des leicht gewonnenen Auditoriums glücklich beschwichtigt hatte. Ich hätte Stein und Bein darauf geschworen, der Cicero müsse mit seinem christlichen Titel der Lazareth-Inspector Georg Harrys aus Hannover sein, der bekanntlich ein Mumien-Cabinet von Anekdoten in

Compagnie mit Herrn Müchler zusammengebracht hat; allein ein Fremder, dem ich diese Muthmaßung fragweise mitgetheilt, versicherte, dieß sei Herr Georg Harrys noch lange nicht, und er kenne Herrn Georg Harrys recht wohl, weil er der Doctor Blumenhagen aus Hannover sei. Wie ich das hörte, schlich ich kleinlaut von dannen, um nicht aus dem Regen in die Traufe zu gerathen, d. h. aus den Anekdoten in die Almanache.

Abends war wieder ein großes Sausen des Windes in der Johanniskirche vernehmbar, nämlich ein Fest=Concert, welches jedoch im Ganzen sehr spärlich besucht wurde. Es wurde georgelt und gesungen und gestrichen und geblasen. Herr Bohrer aus Hannover tanzte ein sehr künstliches Solo auf seiner Geige, und Herr Seemann blies Clarinette. Wie ein Geist Gottes über den Wassern, schwebte über dieser ziemlich flauen Musik der Gesang eines lieblichen, braunhaarigen Mädchens, das für eine Dilettantin ungewöhnlich ausgebildet, und einer frischen, klangreichen Stimme in seltnem Grade mächtig war. Franziska Heinroth hieß die Sängerin, deren Namen ich hierdurch einer hundertjährigen Unsterblichkeit überantwortet haben will. Hätte sie ihre schwierige Arie (aus Neukomm's

„Grablegung Christi") nicht mit einer äußerst geschmacklosen Verzierung geschlossen, so würde ich der Nachricht, sie sei die Tochter und Schülerin des Göttinger Concertmeisters kaum Glauben beigemessen haben.

Als ich aus der Kirche trat, brannten in der Stadt schon die Lampen der Illumination. Das Rathhaus war mit dreizehn gothischen Bogen voll Lichter beklebt, selbst an den Kirchthürmen krochen diese wie Glühwürmer schimmernd hinauf, und an der Kuppel der Johanniskirche hingen bunte Papierlaternen. Der Himmel hatte den Göttingern den Gefallen gethan, einen dunklen Wolken-Hintergrund für ihre Beleuchtung abzugeben, und die überfüllte Stadt, in deren Straßen eine stete Menschenwelle auf- und abwogte, sah mit diesen vielfachen Lichtreflexen, mit den wehenden Fahnen, die aus den Fenstern herniederhingen, mit den lustwandelnden und jubelnden Menschen, wie ein lebendiges Feen-Mährchen aus. Auch an Transparenten fehlte es nicht; vor dem einen Hause brannte die sinnreiche Inschrift:

**CARL FICKEWIRTH Wwe.**

und an der Thüre des „Königs von Preußen" stand sogar Folgendes zu lesen:

Zum Jubelfest und Wiedersehn
Laßt uns im König von Preußen gehn;
Freund, komm herein,
Hier perlt der Wein!

Die Studiosen, die Lieblinge der Mrs. Trollope, hatten mit dem altdeutschen und ritterlichen Zierrath auch die altdeutschen Sitten abgelegt, und gingen ungenirt mit dem schönen Geschlechte in den hellen Straßen spazieren; die züchtigeren von ihnen suchten aber vorsichtig die dunkleren Gänge auf; und wenn ich einmal, natürlich aus bloßem Zufall, einem solchen Nachtwandler genauer in's Auge sah, erkannte ich gewöhnlich einen Jubelstudenten in ihm, der seinen Cursus von Anno 1790 hier noch einmal durchmachte.

Und so ward aus Morgen und Abend der erste Tag.

---

## Der blaue Montag.

König Wilhelm hat sein Denkmal erhalten, wahrscheinlich, weil man noch unter seiner Regierung dieß Jubiläum zu feiern gedachte. Allein die Bildhauerkunst unserer Tage scheint für der-

gleichen öffentliche Aufgaben kein Genie, noch Geschick mehr zu haben. Was ist, selbst unter Ritter Thorwaldsens Händen, aus dem Gutenberg in Mainz geworden? Was wird aus Göthe werden? Was aus allen Bildsäulen, zu denen ein unsinniger Hang unserer spielsüchtigen Zeit, die Speculanten hinriß! Nein, die Bildhauerkunst liegt heut' zu Tage im Argen und die Baukunst im noch Aergeren. Zu Göttingen an der Leine haben sie ein neues Universitätsgebäude aufgeführt, mit dem Zwecke, sollte man denken, recht stattliche und geräumige Hörsäle darin anzubringen, statt der unwürdigen Schneckenhäuser, worin Männer, wie Blumenbach, ihre Seide spannen. Allein dieser Zweck ist durchaus untergeordnet geblieben; man hat zuerst an eine großmächtige Aula zu allerlei akademischem Krimskrams von Promotionen und Feierlichkeiten gedacht, hernach an einen Societäts-Saal, hernach an Akten-Zimmer und zu allerletzt an Hörsäle. Das ganze Gebäude ist keineswegs in großartigem Style angelegt, sondern großartig in gar keinem; eine sehr beschränkte und versteckte Baustätte; die Hauptthür lächerlich klein und eng, halbe Säulen am ersten Stock, ein Fronton mit den vier Facultäten in Hautrelief und drei Auf-

sätzen, die dem Kunstwerke eines Schweizer-Conditors frappant ähnlich sehen; große Vorhöfe und Treppengänge, selbst die Aula nicht besonders geräumig — welche Gesetze sind hier befolgt? Die der Schönheit? Die der Zweckmäßigkeit?

Diese tiefsinnigen Betrachtungen überkamen mich, als ich am zweiten Festtage, Montag den 18. September, mit dem Feierzuge von der Bibliothek aus dem neuen Universitätsgebäude ging. Weil die Prozession ganz die nämliche war, welche gestern, zog ich vor, mich heute „den Fremden von Distinction" anzuschließen, um mit diesen in die vielgepriesene Aula einzudringen. Ottfried Müller rächte diesen Leichtsinn bitter an mir, — derselbe Müller, welcher viele sehr gute Bücher und eine sehr schlechte Inschrift an das Gutenberg-Denkmal zu Mainz geschrieben hat, und welcher am 18. September als Professor Eloquentiae eine lateinische Rede hielt. Wißt Ihr, was eine lateinische Rede ist? Eine lateinische Rede, deren Titulus von den „Legatis" bis zu den „Auditoribus omnium ordinum" drei und eine halbe Elle mißt? Eine lateinische Rede, die von eilf bis ein Uhr dauert, während Euch die Spornstiefeln eines Mecklenburgers abwechselnd auf alle Hühner-

augen Eures gequälten Leibes treten, und der schwere Fahnenschaft der nordamerikanischen Freistaaten, wie das Schwert des Damokles drei Zoll über Eurem verfluchten Haupte schwebt? Ottfried Müller, Deine „Dorier" habe ich Dir, trotz ihres schlechten Styles, christlich verziehen, allein die Jubelrede vergeß' ich Dir nie, trotz ihrer Vortrefflichkeit.

Im Ganzen glich der Montag dem Sonntag wie ein Ei dem andern, nur, daß Abends statt des Concertes ein sehr kunstreiches Kunstfeuerwerk des Kunstfeuerwerkers Hornung abgebrannt wurde. Nachmittags war der Hauptvereinigungs-Punkt Haus und Garten des Herrn Rohns am Heimberge. Wir fuhren auf einem herzzerreißenden Omnibus hinauf, und die ganze, in malerischen Windungen an dem Sandhügel emporklimmende Straße war mit Schaaren von Wallern bedeckt, die zu Fuß und zu Wagen zu dem allgemeinen Concert hinaneilten. Die Einwohner der Stadt Münden hatten die Originalität sogar so weit getrieben, zu Schiff herüber zu kommen, d. h. mit einem Weser-Fahrzeug sammt Segel und rother Freudenflagge, das sie auf dem Gestell eines Leiterwagens sinnig befestigt hatten.

Herr Rohn's Gartenanlage, womit eine Rutschbahn und russische Schaukel vereinigt ist, muß an gewöhnlichen Tagen einen recht vergnüglichen Aufenthaltsort darbieten. Die Göttinger versichern sogar, man habe eine sehr schöne Aussicht von da oben, und in der That nimmt sich die Musenstadt inmitten grüner Obstbäume und gelber Felder nicht übel aus. Die Gegend ist aber im Ganzen zu trocken und eintönig, und wenn nicht der Meißner und ein Paar Arme des Habichtswaldes sie mitleidig umfaßten, würde sie sich im Flachen und Oeden gänzlich verlieren. Auf dem Jubiläum war aber für diese beschränkt liebliche Natur eine viel zu lärmende und verwirrte Staffage bei Herrn Rohns, so daß ich's dem guten Mann nicht eben verübeln konnte, wenn er den Kopf verlor. Es war ein Unglück, daß aus Mangel an ordentlicher Uebereinkunft und gehöriger Fürsorge alle Gäste an einem einzigen Punkte zusammenströmten, und sich diesen gänzlich verdarben, während die andern leer und wüst blieben. Hätte man sich nach eigener Wahl unter Herrn Rohns und Michaelis Garten und Ulrici und den Kaiser und die Rasenmühle &c. getheilt, je nach dem nun Vaterland oder Alter oder Zufall die Leute zu-

sammenführte, so würden wenigstens Raum und Lebensmittel den Gästen nicht gefehlt haben.

Die Studenten gaben sich alle Mühe, Ordnung und möglichstes Vergnügen bei dem beabsichtigten Commers herzustellen, allein umsonst. Es blieb ein Chaos von Stimmen, von Köpfen, von Beinen, von Gläsern, zusammengedrängt in einem engen und unbequemen Raum. — „Halts Maul! Philister!" — „Vivat der Präses!" — „Marqueur!" — So ging es in Einem hier. Niemand trank, Niemand hörte, Niemand saß, sie schrieen und stampften Alle. Jedoch fehlte es mitten in diesem anarchischen Zustande nicht an ergötzlichen Scenen und Anekdoten. Ich war neben einem Pastor zu stehen gekommen, der seit einer Stunde flehentlich um ein Glas Rum bat. Um ihm einige Tröstung und Erheiterung zu verschaffen, machte ich ihn auf einen uns gegenüber stehenden Mann aufmerksam, den ich für den berühmten Theologen Wegscheider ausgab. Ich hatte gehört, dieser sei wirklich in Göttingen und unser Nachbar glich dem Bilde desselben, das ich wohl zuweilen gesehen, auffallend. Aber dieß konnte den dürstenden Mann über seinen Rum nicht beruhigen. „Großer Gott!" sagte er, und schnitt ein entsetzliches Gesicht, „was

frag' ich nach Wegscheider, wenn man hier in der mechanten Wirthschaft nicht einmal ein Glas Rum haben kann!" Andere waren glücklicher gewesen, als mein Pastor, und hatten des Guten in Kurzem so viel, daß sie von dienstfertigen Freunden hinausgelootset werden mußten. Insonderheit werde ich stets mit Vergnügen an die Exequien eines Bürgermeisters denken, der im eigentlichsten Sinne fortgeschrotet und gekugelt wurde; ein Offizier von den Studenten ging feierlich und mit gesenktem Schwerte dem Zuge wie ein Leichenmarschall voran; vier trugen, und als leidtragendes Corps schlossen sich einzelne taumelnde Bachanten dem Leichname an. Dergleichen Einzelnheiten mögen im Jubiläum viele vorgefallen sein, allein man müßte überall gegenwärtig gewesen sein, um alle mittheilen zu können. Sehr belustigend war der Streich, den einige Studenten am Sonntag oder Montag Abend auf der Weender-Straße ausführten. Sie schnitten an einem mit Landschönen befrachteten Leiterwagen, der zum Weender-Thore in vollem Trabe hinausfahren wollte, kurz und gut die Stränge ab, ließen den Phaeton mit seinen Rossen in's Blaue hineintoben, und führten ihre Sabinerinnen im Triumph mit sich zurück. Weit durften sie sich freilich in

diesen Jubelfreiheiten doch nicht verlaufen, wenn sie nicht von der Polizei daran erinnert sein wollten, daß die Landdragoner ihr hundertjähriges Jubiläum noch nicht feiern. Als eine Gesellschaft Studirender vor der Universitätsschenke auf freier Straße ihre Tafel aufgeschlagen hatte, kam die Polizei gar bald, und hob bei einer angedrohten Geldbuße von zwanzig Thalern dieses convivium sub diu auf. — Lieber Gott! im Jubiläum! In Jena und Marburg haben wir oft an ganz ordinairen Werktagen auf offenem Markte gesessen. Zeiten und Sitten ändern sich.

---

## Dritter und letzter Tag.

„Auch die Todten sollen leben!"

Wenn ich mich Sonntag und Montag gewissenhaft nach dem Festprogramme vergnügt hatte, beschloß ich nunmehr, am Dienstag einmal meine eigenen Wege zu gehen. Die feierlichen Promotionen in der Aula gab ich mit großem Vergnügen auf, und was den für den Abend angekündigten Freiball anbelangte, so schwebten mir

die Worte von meinem lieben Landsmann und Freund, Ernst Koch, noch zu lebendig vor, der im „Prinz Rosa-Stramin“ einmal eine treffende Parallele zwischen Marburg und Göttingen zieht. „Ein Ball in Göttingen“, sagt er, „ist ein Handschuh, den die Damenwelt in den Circus der gräßlichsten Langweile wirft, und den die Männerwelt mit Schaudern zurückholt. Ein Ball in Marburg ist eine lachende Rose, welche die Studenten den Marburger Mädchen schenken.“ Freilich hab' ich mir nachher Wunderdinge von der Göttinger Liebenswürdigkeit erzählen lassen, wie das schöne Geschlecht das starke bei Tafel sogar bedient habe, so lange etwas zu essen dagewesen, und wie der Jubiläums-Ball über alle Maßen „froh, frisch, frei“ ausgefallen sei. Auch glaub' ich gern an dieß Mirakel im Lande Hannover. Hatte doch das höchste Publikum die Garantie, daß ein solcher Gräuel alle hundert Jahre nur einmal vorkommen könne, und das niedrigste, daß es nichts für den Spaß zu bezahlen brauche! Mir schwebten indeß Kirche und Aula noch immer zu drohend vor, als daß ich mich hätte entschließen können, die Manege, wo der Ball ausgestanden wurde, als drittes im Bunde hinzuzuthun.

Deßhalb hielt ich am Abend mein eigenes Jubiläum. Ich ging hinaus auf den Kirchhof, der unweit des Weender-Thores wie eine stille und heimliche Herberge an der Landstraße liegt. Ich habe eine sehr unmoderne Passion für Kirchhöfe und Gräber und Leichensteine, nicht aus Empfindsamkeit, oder um à la Matthisson daselbst zu greinen, sondern weil ich auf dem Kirchhofe die Geschichte einer Stadt in ihren verschiedenen Generationen studiren kann, sammt den treuesten Denkmälern ihres Geschmacks in schönen Dingen. In Frankfurt hab' ich keinen lieberen Weg, als den auf den Friedhof am Friedberger Thore, und in Paris würde mein erster Schritt nach dem Père la Chaise gehen.

Kirchhöfe auf Universitäten haben aber einen besondern Reiz. Es modert auf denselben eine solche Masse von Intelligenz neben gewöhnlicher, bürgerlicher Beschränktheit, so viel frische, aus der Mitte des Lebens weggerissene Jugend neben dem satten Alter, daß sie mir schon dieser Contraste wegen werth sind. Auch auf dem Kirchhofe zu Göttingen war es am dritten Jubeltage gar schön und still. Nur daß daneben eine Kegelbahn rasselte, und verwirrte Tanzmusik aus einer nahen Kneipe

zu uns herüberscholl, und der ferne Donner der Festkanonen über die stummen Gräber brauste. Es waren ein Paar alte Frauen und Kindermädchen da, die auf dem unebenen Rasen lustwandeln und spielen gingen.

Mochte da drunten wohl Mancher schlafen, der sich auch im Geiste noch auf die heutige Stunde gefreut hatte, und der nichts mehr hörte von ihrem Jubel, den keine Kanone weckte, keine Musik, keine Glocke, kein Champagner-Glas. Wenn die Studenten Sinn für todte Menschen hätten, würden sie mit ihren Fähnlein einmal herausgegangen sein, um sie auf das gemeinsame Grab ihrer Lehrer zu pflanzen, oder an klassischer Stätte klassischen Todten eine klassische Libation zu bringen.

Ich buchstabirte gute Namen von den Leichensteinen ab. Christian Gottlob Heyne — Friedrich Bouterweck, der gewiß ein Gedicht auf das Jubiläum gemacht hätte, und ein besseres, als die übrigen Jubelpoeten. — Amadeus Wendt, der Mann mit dem feinen Ohr für die Harmonie und dem feinen Blick für das Schöne — Bernhard Thibaut, der Mathematiker und Humorist — Gottlieb Jacob Planck, Vater der Kirchengeschichte, der an der

Seite seiner berühmten Frau hier schlummert, und eine Menge von alten und neuen Renommés, worunter ich nur Kästner und Lichtenberg vergebens suchte.

Ein Grab jedoch, das ich nach langem Umherirren endlich dicht am Scheidewege des Kirchhofes entdeckte, wird mir ewig unvergeßlich sein. Ein einfacher Stein schmückt es, und auf dem Steine stehen die Worte:

**Cecilie Tychsen**

**geboren den 18. Maerz 1794.**

**gestorben den 3. December 1812.**

und darunter eine Harfe mit zerrissenen Saiten. Ich konnte mir die Harfe wohl deuten, die hier zerbrach; ich kannte sie, ich hatte sie geliebt. — Hier ruhte die Muse von Ernst Schulze!

Unglücklicher Sänger, dem das Leben keine Hoffnung gab, und dem der Tod die Liebe nahm! Unter diesem Rasen, den ein ausgeblühter Rosenstock schmückte, und kleine, rothe Herbstblümchen, ruhte Deine Cäcilie, und doch nicht Deine; ihren Stein hatten sie mit vier Zeilen von Dir beschrieben, und das war Alles, was Du der sterbenden Geliebten mitgeben durftest! Dich selbst hatte

Leben und Tod streng von ihr geschieden, Du ruhest von einem kurzen, gehetzten Leben auf dem Friedhofe zu Celle aus, weit, weit von der, die Deine Lieder mehr als Dich unsterblich gemacht haben!

Das Grab eines Dichters ist heilig. Aber heiliger ist das, worin die Liebe eines Dichters, seine Seele, der Geist seiner Lieder, schläft. Darum war mir das Grab einer Jungfrau so heilig, die starb, ehe ich geboren wurde; und ich konnte diesen fremden und doch befreundeten Namen herzlich küssen, ehe ich vom Kirchhofe schied. Schlaf' wohl, Cäcilie!

Voll dieser wehmüthigen Gedanken kehrte ich im Abendrothe nach Göttingen zurück. Das Jubiläum hatte keinen Reiz für mich, und ich freute mich, als ich mit einbrechender Nacht in den Wagen stieg, der mich der lauten, lärmenden Stadt entführen sollte. Wie ein Traum zogen die drei geräuschvollen Tage noch einmal an mir vorüber; die Bilder verwirrten und verwischten sich; das Haupt zurückgelehnt in die Lederkissen der alten Carosse, fing ich an, unvermerkt einzuschlafen. Und wie der Morgen grau und nüch-

tern durch die Scheiben sah, erwachte ich wieder in alten Umgebungen, und knüpfte mit einem leisen Seufzer das bunte Jubelbändchen von der Weste ab, um es zu den anderen begrabenen Erinnerungen meiner Jugend zu legen.

---

# IV.

## Traum-Novelle.

---

— „Sehen Sie hier, meine Damen und Herren! die eigentliche Krone, das Haupt- und Prachtstück unserer dießjährigen Ausstellung!“ So rief mit begeistertem Dilettanten-Tone der alte Titular-Rath und pflanzte sich mit einem Kreise von Zuschauern, denen sich der Unermüdliche zum Cicerone aufgedrängt hatte, vor einem der ausgestellten Gemälde in breiter, gemächlich und kunstverständig betrachtenden Stellung auf. „Allerliebst, wundervoll!“ flüsterte es in der kleinen Gruppe; denn der alte Rath galt für einen Kenner und man konnte ihm dreist etwas nachsprechen, ohne in Gefahr zu kommen, sich gewaltig zu blamiren. „Welcher kräftige, markige Pinsel, welch’

köstliche Färbung des Fleisches und der Gewänder!" bemerkten ein Paar Stutzer unter der Lorgnette heraus und zogen sich im Gefühle, etwas sehr Treffendes gesagt zu haben, stolz in ihre Vatermörder zurück. Man kam darin überein, das Bild köstlich zu finden, und ein Schöngeist, der mit allzeit fertigem Bleistift in der Hand die Säle der Kunstausstellung durchwanderte, strich sich die Nummer mit einem starken nota bene an.

Das Bild hing nah' am Fenster, so daß ein volles, vortheilhaftes Licht darüber ausgegossen war. Es stellte in Lebensgröße ein etwa sechzehnjähriges Mädchen dar, welches eine Harfe in den Armen hielt. Das bleiche, von dunklen, glatten Haaren umfluthete Antlitz war ein wenig zur Seite geneigt, die tiefschwarzen, von unendlicher Gluth durchdrungenen Augen blickten unter langen Seidenwimpern langsam empor, und die weißen, schmalen Finger tändelten lässig mit den Saiten des Instruments. Die Erfindung des Bildes war ungemein einfach; es schien eher Portrait zu sein, als Phantasie-Gemälde, so warmes wirkliches Leben strömte aus jedem einzelnen Zuge. Von Details und Umgebung war kaum die Rede; den Körper des Mädchens umwogte ein schwarzseidenes

Gewand, das die blendende, durchsichtige Weiße des Halses und der halb entblößten Arme um so mehr heraushob; Harfe und Hintergrund waren mit flüchtigen Strichen hingeworfen. Alle Kunst concentrirte sich in dem Gesichte des Mädchens und hatte darin die schönste, wunderbarste Natur herausgestellt. Man konnte sich von diesen dunkel-süßen, selig-tiefen Augen nicht losreißen; wie Sterne aus einer wollustwarmen Frühlingsnacht, sahen sie aus dem leise gebleichten, regelmäßig edlen Antlitz heraus. Ein stilles Sinnen hatte sich, wie ein Schleier, ein Hauch, über die Züge gelegt, und es schien, als ob der Mund mit den frischen Lippen sich zitternd bewegte, oder zu halben Reden, zu unbewußtem Gesange sich öffnete.

Der Rath mit seinen Begleitern hatte das Bild schon wieder verlassen. Seine Stimme war an einem andern Ende des Saales hörbar, wo er mit zwei Worten das Todesurtheil über eine „verfehlte" Landschaft aussprach. Er zog wie ein Menagerie-Wärter in den Zimmern umher, deutete mit den Fingern auf zehn verschiedene Gemälde, focht mit Händen und Füßen und war, im Schweiße seines Angesichts, sehr glücklich. Ich erwartete alle Augenblicke ihn mit der Stentorstimme eines

van Aken et Consorten ausrufen zu hören: „Hier meine Herrschaften! sehen Sie den kleinen Waschbären, wächst bis er ausgewachsen ist“ u. s. w.

Ich dankte dem Himmel für seinen Abgang und für eine ruhige Minute, in der das belagerte Gemälde endlich einmal frei für mich zu werden schien. Denn ich hatte es sehr lieb, sehr. In einer fremden, großen Stadt, wo mich die steinernen Häuser mit den hohlen Fenster-Augen feindselig anglotzten, mitten unter unbekannten Gesichtern, hatt' ich mich ganz in das holde Mädchenbild hineingelebt. Jeden Morgen, wenn die Ebbe der Besuche eintrat, pflegte ich ein Paar Minuten vor demselben zuzubringen. Mir war das wie eine stille Andacht; ein Meer von dunklen Gedanken, von Erinnerungen an Heimath und Jugend und alles Süße, Kindliche im Leben strömte aus den Augen des Harfenmädchens in mich über.

Als ich mich eben wieder recht hinein versenken wollte, traten zwei Damen Arm in Arm vor mein Bild und sahen es lange an; die eine war eine große, volle Blondine, die andere war eigentlich gar nichts. Jene warf einen schnellen Blick um sich her, und da sie außer mir in der Nähe Niemanden gewahrte, wandte sie sich mit

den französisch geredeten Worten zu ihrer Begleiterin: „Sieh, Nanny! das ist's. Dieses Bild macht mein ganzes Unglück; ihm hat mich Giuseppo geopfert.“

Was ihr die Kleine antwortete, weiß ich nicht. Denn ehe sich noch der Faden ihres Gesprächs anspinnen und weiter entwickeln konnte, schritt ein hoher Mann, die Arme im Rücken gekreuzt und gesenkten Hauptes, zu dem Gemälde heran. Seine dunklen Augen, die beinahe unheimlich unter den stolzen Braunen hervorleuchteten, hefteten sich fest an das Bild, und die schmalen Lippen murmelten unverständliche Laute in sich hinein. Er schien für nichts außer dem Gemälde Sinn zu haben; so bemerkte er auch nicht, wie die beiden Damen bei seiner Herannäherung sichtlich zusammenschraken, wie namentlich die große Blondine mit dem Ausdrucke des tiefsten Schmerzes seinem bewegten Mienenspiele folgte und, von einem unsichtbaren Zauber gefesselt, die Stelle nicht verlassen zu können schien, welche ihr unter den Füßen sichtlich brannte. Mittlerweile waren dem Manne mehrere Gruppen gefolgt, aber wie es schien, in scheuer Entfernung; ein leises Zischeln und Fingerzeigen lief durch die ganze Gesellschaft, deren Auf-

merksamkeit sich ausschließlich auf das Bild, und noch mehr auf den Beobachter davor hinrichtete.

Die ganze Geschichte mit dem, mir ohnehin so interessanten Gemälde, erregte meine Neugier und Theilnahme in ungemeinem Grade. Als nun gar die Blondine nach minutenlangem Stillschweigen zu dem Manne herantrat und mit dem leise, liebevoll ausgesprochenen Namen: „Giuseppo" ihre Hand auf den untergeschlagenen Arm des Unbeweglichen legte — als dieser, wie aus einem Traume erwachend, sich seufzend über die hohe Stirne strich, das Mädchen neben ihm ansah, ihre Hand zärtlich küßte und sich dann mit einem langen Blicke auf das Bild durch die um ihn versammelten Kreise drängte — da gelobte ich mir, die geheimnißvolle Geschichte von dem großen, schwarzen Giuseppo und der geopferten Blondine und dem schönen Mädchenbilde ganz gewiß zu erfahren.

Mein Glück führte mir den Rath entgegen. Er hatte sich von seiner Gesellschaft getrennt und suchte, mit den Augen im Saale umherirrend, wen er verschlänge. Ich trat mit einer sehr bescheidentlichen Verbeugung zu ihm, gab mich ihm als Fremden zu erkennen, der aber seinen Namen

unter den Patronen und Kennern hiesiger Kunst bereits vernommen und dessen Träger par distance pflichtschuldigst bewundert habe, und bat ihn um einen Aufschluß über den Meister des Harfen-Mädchen-Bildes und über die bei demselben eben vorgefallene Scene.

„Werther Herr!“ antwortete der Geschmeichelte und legte herablassend seinen Arm in den meinigen, „das ist eine gar dunkle, hochpoetische Geschichte. Sehen Sie nur, dieser Giuseppo, wie man ihn hier allgemein nennt, kam vor etwa 5 Jahren in unsere Residenz; der Ruf eines bedeutenden Malers ging ihm voraus und verschaffte ihm in den ersten Zirkeln eine glänzende Aufnahme. Nun, das muß ihm der Neid lassen, seine Kunst versteht der Mensch. Haben Sie sein Bild gesehen, die Harfnerin? Süperbe, sag' ich Ihnen! ganz süperbe.“

Und nun ergoß er sich abermals in einen breiten Strom tönender Lobsprüche über das Gemälde, so daß ich durch eine wiederholte Frage nach seinem Schöpfer, der Ueberschwemmung endlich einen Damm setzen mußte.

„Ein sonderbarer Mensch, eine Künstler-Natur!“ fuhr der Rath fort und zuckte die Achseln;

„trägt sich höchst negligeant, spricht als Italiäner sehr schlecht deutsch, malt nur nach eigenem Belieben und nie auf Bestellung, weil er ein beträchtliches Privatvermögen besitzt, schließt sich bei Tage ein und macht poetische Abendgänge — ein Künstler, werther Herr! ein ganzer Künstler mit allen Vorzügen und Mängeln eines solchen."

„„Aber das Bild?"" forschte ich weiter und stellte den dienstfertigen Berichterstatter in einer Fensternische fest, daß er mir nicht wieder entwischen oder in seinen Schilderungen auf Abwege gerathen sollte.

„Giuseppo hat bis jetzt", erzählte der Rath, „auf jede unserer Kunstausstellungen ein Bild geliefert, aber stets einen Löwen. Gewöhnlich wählt sein Pinsel dunkle, dämonische Vorwürfe, Nachtstücke, Hexenscenen, Visionen, wie das ganze Wesen des Mannes ein wildes und getrübtes scheint. Dieses Mal erschien er plötzlich mit jenem weiblichen Bilde, von dem Niemand so eigentlich zu sagen weiß, ob es Portrait ist oder Phantasiestück. Sie haben das Bild selbst gesehen, darum erlassen Sie mir eine Beschreibung, welche doch den unnennbaren Zauber desselben nicht wieder geben könnte. Ich sage Ihnen nur, es ist der

Liebling des Publikums, und unser Fürst hat bereits den Entschluß ausgesprochen, dasselbe um jeden Preis für sein Cabinet zu gewinnen. Nur ist dabei ein kleiner Mißstand. Giuseppo, dem man bereits Anfragen und Anträge gethan, erklärt, er wolle sich unter keiner Bedingung von seinem Bilde trennen; er geräth in Wuth, wenn man nur von einem Ankaufe desselben redet. Neulich, ehe die Kunstausstellung eröffnet wurde, fand man ihn in seinem Zimmer auf den Knieen vor dem eben vollendeten Bilde liegen, das Antlitz todtenbleich und verwirrt, alle Züge in gräßlicher Aufregung. „Ich lasse sie nicht!“ schrie er dem Menschen zu, welcher es zur Ausstellung abholen wollte, und dann wieder stieß er es hastig von sich und sprach: „nehmt sie, nehmt sie!“ Jeder Morgen findet ihn vor seinem Werke, in stummer, zitternder Betrachtung verloren, einmal als er wegging, hab' ich ihn — aber das bleibt streng unter uns — den Namen Evelina flüstern hören. Ich sage Ihnen, Freund! es ist eine mysteriöse Geschichte mit dem Bildniß; ich fürchte, sie wird dem Manne den Verstand kosten. Bei seiner südlichen Reizbarkeit, seinem künstlerischen Stolz

und der ganzen, finstern Tiefe seines Wesens — glauben Sie mir! es thut nicht gut!"

Damit schloß der gefällige Rath seine lange Relation und blickte mit einem mitleidigen Seufzer nach dem ominösen Bilde hinüber. Auch meine Augen hatten unwillkührlich dasselbe wieder aufgesucht und ergingen sich, wie von einer magischen Gewalt gefesselt, in dem Reize jener einfach schönen Züge. Ich dankte dem Rath für seine freundliche Belehrung und schritt sinnend aus dem Zimmer. Der Duft der Oelgemälde, das dumpfe Geräusch der Menschenstimmen fern und nah, die verschlossene heiße Luft in den überfüllten Sälen, hatten meinen Kopf sammt der eben angehörten Geschichte so eingenommen, daß ich eines Ganges unter freiem Himmel unter grünen Bäumen sehr benöthigt war.

---

Die große Blondine war erste Sängerin am Hoftheater und wohnte am Jakobsplatze. Hinter ihrem Fenster stand ein gelber Kanarienvogel, und große, grüne Blumen, durch deren Blätter ihr tiefes, blaues Auge zuweilen niederlugte auf die

lebendige Straße. Ach! da drinnen mocht' es gar heimlich und traulich sein. Der Kanarienvogel sang und schlug mit den Flügeln und sprang in seinem Käfig herum, die Blumen flüsterten und blühten geschwisterlich in einander, und das Mädchen saß mitten in dem ewigen Frühling wie seine Nachtigall, oder wie seine Zauberin, oder wie die Königin der Nacht. Oft sang sie auch und dann war der Kanarienvogel ganz gegen thierische Natur stille und drehte horchend den Kopf mit den hellen Aeuglein nach ihr herum, und unten auf der Straße blieben die Leute stehen, seufzeten, schlugen an ihre Brust und sprachen: „Wer droben wäre!"

Jettchen würde viel Anbeter gehabt haben, auch wenn sie nicht erster Sopran gewesen wäre. So aber wurde es unter ihrem Fenster den ganzen Tag nicht leer. Militairs rasselten mit Sporen und Säbelscheide, Civilisten mit Stöcken und Stoßseufzern auf dem Pflaster herum; friedliche und kriegerische Blicke flogen im Kreuzfeuer nach der Stelle hinter dem linken Eckfenster, wo sie gewöhnlich saß, und wenn sie in's Theater zog und aus der Probe kam, folgten ihr in allen möglichen Entfernungen Begleiter aller Stände, alte Jünglinge und junge Greise, ästhetische Ladenhüter

und speculirende Gelehrte. Jettchen war aber ein närrisch' Mädchen. Sie schien von dem Allen keine Notiz zu nehmen; sie begegnete ihren Anbetern frei und freundlich, stieß keinen zurück und forderte keinen auf, und wenn es ihr einmal mit der Belagerung ihrer Fenster zu arg wurde, ließ sie die weißen Vorhänge herunter und legte sich auf's Sopha, um mit geschlossenen Augen ein wenig zu lächeln, oder eine halbe Arie durchzusingen. Führte sie nun ihr Weg auf einem Balle oder in Gesellschaft in die unmittelbare Nähe ihrer Trabanten, da stand sie wieder hell und harmlos unter ihnen und hielt sie Alle in so gemessenen Schranken, daß selbst das blühendste Compliment, die längst vorbereitete und durchdachte Erklärung auf den bärtigen Lippen der kühnen Krieger plötzlich gefror. Man wußte so recht nicht aus ihr klug zu werden. Sie war eine treffliche Sängerin und ließ sich so ungern besingen; sie war als Schauspielerin gefeiert und hatte wieder so wenig von einer Schauspielerin; sie schien auf der Bühne zu Hause zu sein und zu Hause auf der Bühne; denn dort war sie frei und groß, und hier so sittsam und fromm beschränkt, als ob sie fortwährend vor dem gesammten Publikum stände.

Ei! wie das die Stutzer in der Residenz wurmte, daß keiner ein Blümchen von ihr aufzuweisen hatte, oder ein Billetchen, oder ein Bändchen; nicht einmal von einem Kusse konnten sie sich unter einander belügen, denn es hätt' es ihnen keine Seele geglaubt. Die Thees aber und die Cercles verzweifelten schier; denn von dem Mädchen ließ sich doch auch nicht eine interessante Geschichte erklatschen, nicht ein Scandal austreten — es war zu toll.

Ach! ihr hochgebornen Blicke und Brillen und Lorgnetten, wenn ihr durch die grünen Rouleaux hättet dringen können zur Zeit, da man die Lichter angezündet, in jenes Gemach hinein, wo Jettchen wohnte und der Kanarienvogel und die ausländischen Blumen. Da saß sie fast täglich in der Woche mit einem bleichen, großen Manne und die Beiden hatten ihre Hände gefaßt und flüsterten mit einander und verschlangen sich in Armen und Küssen, daß dem eifersüchtigen Kanarienvogel die scheltende Stimme ausgehen wollte.

Das war nämlich der Giuseppo. Er war noch nicht lange aus Italien angekommen, als ihm Henriette bekannt wurde, erst auf dem Theater, hernach in häuslichen Kreisen. Der stolze Mann,

der nichts geliebt hatte im Leben, als seinen Pinsel, machte sich weiß, er suche nur deßwegen die Sängerin so gern, so oft auf, weil er in der Sprache seines vergötterten Vaterlandes mit ihr reden konnte. Aber bald ging's mit dieser Täuschung nicht mehr. Ihm wollte kein Strich gelingen, kein Gedanke kleidete sich in die rechten Farben, wenn er nicht aus Jettchens Blick und Wort Kraft gesogen hatte. Das Mädchen zierte sich auch nicht. Als er sie fragte — und es war damals gerade Herbst geworden, wo die Blätter von den Bäumen fallen und die Wehmuth auf's erweichte Herz — gestand sie ihm, daß sie ihn lieb habe.

Frommer Kuhbach! in Deinem Andachtsbüchlein steht wohl nichts von solcher Liebe geschrieben? Du giebst christlichen Liebesleuten den Rath, sich in Züchten und Ehren fein gottselig zu vereinigen, wenn es die leiblichen Verhältnisse gestatten und zur rechten Zeit den Bräutigamsfrack auszuziehen, um ihn mit dem ehelichen Schlafrock zu vertauschen. Aber, ehrlicher Kuhbach! Dein Buch ist auch nicht für einen Mann geschrieben, der ein Maler ist und aus Rom, noch für eine Hofopernsängerin, welche schon tausend ehrliche und unehrliche Anträge zurückgewiesen hatte, weil sie eine große Künstlerin

war und wußte, daß es eine Liebe geben müßte in der Welt.

Ach! sie hatte ihn ja so lieb, ihren Giuseppo, sie gab sich ihm so stark, so still, so innig hin, und er schmolz an ihrem Busen ganz aus der starren Schale heraus, welche sich in Folge früher Schmerzen um die weiche Natur des Mannes gelegt hatte. Wie schlug ihr Herz, wenn sie zur gewohnten Stunde den Tritt des Malers auf der Treppe vernahm, wie floß der liederreiche Mund über von milden, musikalischen Liebkosungs-Worten und heißen, heftigen Küssen, wie rankten sich die vollen Arme um den starken Nacken des Italiäners! Er aber saß da und begrub sich in die lichten Tiefen ihrer Augen und wühlte mit begeisterten Künstlerblicken in den schönen Zügen seines Mädchens, bis er müde wurde vom Genusse, und geblendet vom Anschau'n. Dann sank er wohl träumend an ihrer Seite nieder und ließ das schwarze Lockenhaupt ruhig auf den Wellenschlägen ihres Busens treiben, — süßer Port für den verschlagenen, heimathlosen, reisematten Pilger!

Die Künstler-Liebe hatte denn wohl zwei Jahre fortgeträumt. Er hatte noch gar nicht von Heirathen gesprochen und von Brod und Versorgung,

sie hatt' ihm auch noch keinen Ring geschenkt mit zwei Händen, oder zwei Namen, oder einer Schlange, die sich in den Schwanz beißt. Verlobt waren die Beiden nicht, — sie liebten sich bloß. Denke nur, frommer Kuhbach! wie leichtsinnig!

Und die Leute hatten von der ganzen Geschichte nichts gemerkt? Nein, obschon es eine Residenz war und Jettchen Sängerin und Giuseppo ein hitziger Kopf, der nicht lügen konnte, aber wohl schweigen; nein! sie hatten nichts gemerkt.

Da begab es sich, daß Giuseppo von einer dreimonatlichen Reise durch Süd-Frankreich zurückkam und an selbem Abende nicht zu Henrietten ging, sondern in sein Atelier, allwo er sich acht Tage lang einschloß, ohne Jemanden vor sich zu lassen, als seinen alten Diener, einen Neapolitaner, der kein deutsches Wort redete noch verstand. Henriette hatte das Zeitungsblatt gelesen, worin er unter den „Einpassirten" feierlichst aufgeführt war. Am ersten Tage küßte sie es, und schwang es hoch wie eine Freudenfahne, am zweiten schüttelte sie den Kopf und meint', es wär' eine gedruckte Lüge, am dritten weinte sie auf das Löschpapier, und als die heißen Thränen die Buchstaben des geliebten Namens nimmer wegbrennen wollten,

legte sie das Blatt still zur Seite. Denn Giuseppo kam nicht. Am vierten Tage aber schrieb sie ihm: „Ist Giuseppo zurückgekehrt oder abgereist von seiner Henriette?“ und sandt' ihm die Worte durch ihre Dienerin, welche den Maler kannte. Das blaue Couvert kam aber uneröffnet wieder und die Magd ergoß sich in Schmähungen über den Herrn, der ihre Herrin verlassen habe, und in Schimpfreden gegen den stummen, groben Bedienten.

Als es der sechste Abend war nach des Malers Rückkehr, ließ Henriette die Rouleaux wiederum herab und zündete ihr Licht an und wartete, bis es ihr zu lang ward, und zu schwer und zu heiß und zu qualvoll. Da hing sie den ältesten Mantel aus ihrer Garderobe um und setzte den Hut ihrer Magd auf die blonden Locken und schritt durch die kühle, sternhelle Herbstnacht dem Gartenhause zu, welches Giuseppo bewohnte. Behutsam schlich sie an dem in der Vorhalle eingeschlafenen Diener vorüber, gerade auf sein Zimmer zu. Das Haus war todtenstill und todtendunkel. O wie pochte der Busen des Mädchens, als sie die bebende Hand auf den Drücker legte und das Ohr leise dem Schlosse näherte. Drinnen Alles, Alles still. „Giuseppo!“ flüsterte sie, erst langsam und gepreßt,

wie Geisterhauch, und dann rasch und abgestoßen, und endlich klagend und sehnend, wie eine verirrte Nachtigall.

Und siehe! auf that sich die Thüre des Zimmers mit schnellem, heftigem Druck und der Maler stürzte heraus, mit gesträubtem Haare, bleichen Wangen und zuckenden Lippen, auf denen der Name Evelina schwebte. Wie er bei dem Scheine des Lichtes, welches seine Hand gefaßt, des Mädchens ansichtig wurde, die schwindelnd, hinbrechend vor ihm stand, die zitternden Arme ihm entgegengestreckt, da warf er sich plötzlich laut jammernd auf die Knie, bedeckte sein Antlitz mit beiden Händen und lag so vor dem Mädchen, das sich sprachlos über ihn beugte und die brennende Stirn in seinem Haare begrub.

In der Malerstube sah es unordentlich aus. Die Reise-Koffer standen noch unverändert am Boden umher; nur in der Mitte des Zimmers war eine freie Stelle und darauf eine Staffelei, umgeben von den Arbeitsgeräthen des Künstlers. Dort mußte er gemalt haben, lange und unablässig; man sah es an den entzündeten Augen, die gewiß lange kein Schlaf berührt hatte, an dem schlaffen, eingesunkenen, übernächtigen Gesichte des Mannes.

Nach langer Pause ergriff Giuseppo der Sängerin Hand, führte sie langsam zu der Staffelei und drehte das auf derselben ruhende Gemälde ihrem Blicke zu. Es war die Harfnerin in ihrer ersten Anlage. Noch war nichts ausgeführt, als die dunklen, feuchten Augen und die schauten aus dem grauen, verwirrt untermalten Grunde gar hell und doch gar schauerlich heraus, wie ein Paar Sonnen aus einer chaotischen Urnacht. „Evelina" stöhnte Giuseppo aus tiefer Brust auf und sank vernichtet an dem Bilde nieder, die Füße der Sängerin krampfhaft umklammernd. Die aber schaute sich das angefangene Gemälde recht lange an, bog sich dann leise zu dem Manne hernieder, drückte seine Hand an das Herz, welches stillstehen wollte, und flüsterte in sein Ohr: „Recht so, Giuseppo! Lieber brechen, als täuschen!" Dann ging sie geräuschlos nach Hause.

Damals wurd' es bald Winter. Und das war ein recht harter, böser Winter. Das Eckfensterchen an dem Jakobsplatze hatte zwar prächtige Blumen angesetzt, aber von Eis. Die grünen dahinter ließen die Köpfe hangen, denn sie waren erfroren, und der Kanarienvogel ließ auch den Kopf hangen. Seine Herrin lag auf schmerzlichem Krankenlager

und der Arzt meinte selbst nach ihrer Genesung, sie müsse sich recht schonen, ihre Brust sei angegriffen. Da saß sie wieder an der alten Stelle und die Offiziere und die Civilisten gingen wieder rappelnd unten herum mit entzückten Gratulations-Gesichtern; als sie zum ersten Male wieder sang, hatten sie ihr sogar grüne Kränze und verdorrte Gedichte auf's Theater geworfen. Während ihrer Krankheit war jeden Abend der Maler gekommen und hatte die Dienerin um das Befinden der Signora gefragt; die aber wies ihn immer recht kurz und schnöde ab und sagte der Sängerin, wenn diese bleich und schwach dalag, wie eine gebrochene Rose, unter heftigem Schluchzen und noch heftigerem Schelten: „Sehen Sie, Mamsell! ich hab's Ihnen immer gesagt. So ist das verdammte Malervolk! Hätten Sie nur damals den Grafen genommen, wenn er auch ein Bischen eine schiefe Nase hatte, oder den dicken Homöopathen."

Alter Kuhbach! Du magst doch wohl Recht haben; die Magd ist im Ganzen auch Deiner Meinung.

Kurz nach Henriettens Genesung war Giuseppo in der Dämmerstunde einmal zu ihr getreten; die Beiden hatten lange, lange zusammengesessen und

geredet, und zum Abschied küßten sie sich sanft und weinten sanft, sie sowohl, wie der stolze, strenge Mann, selbst die alte Magd weinte, wie sie die Treppe hinunter leuchtete. —

Er ist nicht wieder gekommen, hat sie aber oft von ferne gesehen und manchen blauen Brief von ihr erhalten und manchen Brief an sie abgesandt. Von seinen Kunstgenossen und Bekannten sah er Niemanden mehr; er war fortwährend im Atelier eingeschlossen und malte an dem Bilde des Harfenmädchens. Zur Ausstellung, die mit dem Frühling begann, war es fertig. Und der alte Rath lobte es sehr und der Fürst wollt' es kaufen.

---

Darüber, daß Giuseppo geisteskrank sei, war man in der Residenz längst einig. Aber über den Grund und die eigentliche Natur dieser Seelenstörung stritten die Gelehrten ein Langes und ein Breites. Daß das Bild mit im Spiele sei, wußte man und suchte mit allerlei Ahnungen und Conjecturen den Nagel auf den Kopf zu treffen. Sein Collega, der Hofmaler, der Behufs seiner Theater-Dekorationen in der Mythologie stark bewandert

war, verglich ihn mit Narzissus, welcher sich in sein eigenes Bild vergafft hatte und konnte bei seiner Passion für das Solide nicht begreifen, wie man sich in ein Gemälde, in ein Geschöpf der eigenen Hand, verlieben und hineinleben könnte. Dabei strich er sich mit bescheidenem Selbstgefühl den Bauch und meinte, so etwas solle ihm nie passiren. Ein belesener Advokat erzählte als Parallele die Geschichte von dem französischen Goldschmidt René Cardillac, welcher, von einem natürlichen Gelüste unwiderstehlich getrieben, seine eigenen Arbeiten wieder hätte stehlen müssen, und darüber manche abscheuliche Mordthat begangen habe. Der Stadtpoet machte den besten Gebrauch von der Sache und lieferte für das belletristische Tagesblatt der Residenz einen Sonetten-Kranz, der unter dem Titel „Pygmalion" die Historie von dem verrückten Maler und seinem Bilde höchst geistreich und gereimt behandelte.

Die Kunstausstellung, welche allen diesen Ansichten noch höhere Wahrscheinlichkeit gab durch die verschiedenartigen Scenen vor dem Harfenmädchenbilde, sollte mit dem vierundzwanzigsten Mai zu Ende gehen. Ich war am Nachmittage noch da, um von den geliebten Gemälden Abschied

zu nehmen und dann der Residenz ein kühles Lebewohl zu sagen. Es war ein schöner Maiabend, der Himmel hatte am Tage große, schwere Tropfen auf die grüne Erde herabgeweint und lag jetzt in tiefblauer Reinheit über der Stadt und auf den duftigen Bergen. Seine Sonne goß milde Lichter über die Säle, durch welche die schauenden Menschen stiller und sinnender wandelten, als gewöhnlich, wie durch eine liebe Gegend, die man bald verlassen soll. Ich stand an dem hohen Fenster und blickte bald hinaus in den frischen Abend, bald hinein auf die Gemälde, die im goldenen Rahmen, vom letzten Sonnenschein verklärt an den Wänden hingen. Da war auch die Harfnerin noch, die geliebte, aber oben daran hing ein prahlender gedruckter Zettel mit dem Worte „verkauft!" Mich gemahnte der Zettel wie ein Leichenschein und die ganze Ausstellung in dem Augenblicke wie ein großer Sclavenmarkt.

Jetzt schlug es draußen sechse und der Diener mit der großen, tönenden Glocke trat herein und läutete das Bilderfest zu Grabe. Hinaus ergossen sie sich, die lärmenden Menschenwogen unter bunten Abschiedsgrüßen an die verlassenen Bilder. Und wie ich mich noch von ihnen forttreiben lasse,

begegnet mir hart an der Thüre Giuseppo. Ich hatte ihn seit der letzten Scene vor dem Evelinen-Bilde nicht wieder gesehen. Sein damals so wild erregtes Gesicht schien heute in eine ebenmäßige, stille Ruhe zurückgekehrt; bleich war er noch, wie immer, aber in den schwarzen Augen war das flackernde Feuer des Irrsinns erloschen, sein Gang war fester, gewogener geworden. Unwillkührlich blieb ich am Ausgange stehen, nach ihm hinüberblickend und lauschend. Ich hörte, wie er mit dem Aufseher der Ausstellung verabredete, in dem Saale, wo sein Bild hing, noch eine Stunde verweilen zu dürfen, um eine begonnene Copie desselben zu vollenden, den Menschen sandte er mit dem Bedeuten hinweg, daß er mit Hülfe seines eigenen, ihm als Maler anvertrauten Schlüssels aus den Sälen schon herauskommen wolle. Bei einem letzten Blicke auf ihn sah ich ihn bereits vor dem Gemälde sitzen, welches er mit ruhigen, festen Augen musterte; dann schritt ich, eine unendliche Beklommenheit auf der Brust, langsam die breiten Stufen hinunter, und fand mich nach wenig Augenblicken auf der Straße allein.

---

Am folgenden Morgen wurden die eingekauften Gemälde aus dem Lokale der Ausstellung abgeholt. Ich hörte das und konnte mir ein letztes Wiedersehen der Harfnerin nicht versagen. Als ich kam, waren erst wenige dabei beschäftigte Personen vorhanden; der Aufseher öffnete die Flügelthüren, und wir traten hinein. Mein erster Weg war zu Giuseppo's Bilde.

Als ich das Zimmer öffnete, strömt mir ein starker, betäubender Duft entgegen, fast wie der von einer großen Menge Mandeln. Ich näherte mich besonders dieser Stelle — Schau —

Das Bild lag umgeworfen an der Erde, Giuseppo daneben, mit dem Gesicht auf dem Boden, die Figur in ganzer Länge ausgestreckt, wie die eines Schlummernden; neben ihm stand der Tisch mit dem Malergeräthe.

Ich weiß nicht, ob ich in diesem mir unvergeßlichen Momente, ergriffen von den Schauern, den Ahnungen des Geschehenen, nach Hülfe gerufen habe; als mein Bewußtsein wiederkehrte, (denn ich wurde ohnmächtig, theilweise wohl von der Atmosphäre,) hatte sich eine wirre Gruppe fremder Menschen um uns gesammelt. Giuseppo lag noch am Boden, das Gesicht aber war umgewandt —

ein marmorkaltes, marmorweißes Todtengesicht. Neben ihm kniete der Arzt. Ich hörte wie er nach wenig Augenblicken der Beobachtung die Worte murmelte: „Keine Rettung möglich; er hat Blausäure genommen!“ Eine Glasphiole, die man bei genauer Untersuchung in der krampfhaft geschlossenen Hand des Todten entdeckte, gab seinen Worten Bestätigung. Das Gewühl um den Leichnam schwoll mit jeder Secunde an, denn pfeilschnell hatte sich das Gerücht von dem Entsetzlichen durch die aufgeregten Gassen gewälzt. An der Seite des Todten saß bereits eine hohe obrigkeitliche Person und las mit lauter Stimme, auf dem Malertische die Akten ausbreitend, ihr visum repertum ab.

Mir wurde von all dem Lärm, durch welchen das polizeiliche: „Actum am 25. Mai“ trompetenhell hindurchklang, so entsetzlich elend zu Sinne, daß ich eine neue Ohnmacht nahe glaubte. Plötzlich fühl' ich einen leisen Druck auf meiner Schulter; ich wende mich um und, siehe! da stand der alte Titular-Rath aus der Kunstausstellung. „Werther Herr,“ flüsterte er mit tonloser Stimme, „hab' ich es Ihnen nicht neulich vorhergesagt?“ Und dabei bot mir seine schlotternde Rechte mecha-

nisch eine Prise und unter der Rathsbrille sah ich zwei dicke Thränen herausquellen. Am Arme des Gefälligen schwankte ich halb bewußtlos hinaus.—

Denselben Abend sollte im Opernhaus ein neues Stück gegeben werden. Schon am Mittag cursirten aber die Zettel, daß wegen Unpäßlichkeit der Dem. Henriette die auf heute angekündigte Vorstellung unterbleiben müsse.

Wenige Tage darauf verließ ich die Residenz. Als der Wagen über den Jakobsplatz fuhr, flogen meine Blicke, wie magnetisch angezogen, nach dem bekannten linken Eckfenster. Die Blumen standen im Morgenlichte des Mai's da und hatten sich von dem Winterfroste glücklich erholt; der Käfig des Kanarienvogels aber war mit einem seidenen Tuche umhangen. Und durch die breiten, grünen Blätter sah nicht Jettchens weißes, freundliches Antlitz mit den tiefblauen Augen und den goldenen Locken; nur die alte Dienerin saß an dem gewohnten Platze mit bekümmerten, bangen Zügen. Ihre welken Lippen bewegten sich leise und in den gefaltenen Händen hielt sie ein dickes, mit Silber beschlagenes Buch. Ich glaube, sie las im Kuhbach. —

---

# Neu-hessische Mährlein.

## I.

# Vom zweiten Pfingsttage!

---

Am zweiten Morgen des Pfingstfestes in irgend einem Jahre nach Christi Geburt — Szene: Hessen-Kassel — streckte der Herr Kammer-Kalkulator sein Haupt zum Kammerfenster hinaus und blickte gen Himmel. Und siehe da! er hatte seine Nachtmütze auf, der Himmel und der Kammer-Kalkulator.

„Mutter!“ rief er in das eheliche Schlafgemach zurück, „Heut' geht's nicht. Der ganze Himmel ist mit Wolken bedeckt und es regnet kannibalisch.“

Bei dem Donnerworte sprang die Frau Kammer-Kalkulatorin entsetzt aus dem Bette, ihre Tochter Julchen erwachte schmollend und der jüngstgeborne

Sohn Philippus trommelte heulend mit beiden Fäusten auf der Decke.

„Und ich sage Dir, Mann, es muß gehen!“ replicirte die Frau und sah mit ihrem Gemahl die feuchte Bescherung an. „Es läßt schon nach mit regnen.“

„Ja, es klärt sich dicke 'uf,“ witzelte der Eheherr und lachte, daß ihm der nüchterne Bauch schütterte, obgleich er noch immer am offenen Fenster stand, der Leichtsinnige.

„Meinetwegen,“ entschied Madame, „laß regnen oder schneien — wir fahren nun einmal nach Wilhelmshöhe, es ist ja zweiter Pfingsttag. Der Mann wäre im Stande, mit Frau und Kind zu Haus zu hocken, wenn die ganze Stadt droben ist, am zweiten Pfingsttag. Genug, wir fahren — Jule, Du ziehst dein Grünseidenes an!“

Schon vom frühen Morgen dauert das Fahren. Am Wilhelmshöher Thore stehen die Miethswagen bestellt und zum Dienste der Fremden bereit. Du mußt dir zeitig eine Karte auf dem Bureau lösen (so nennen sie den Tisch, worauf der Bevollmächtigte die Einlaßpässe zum Himmelreich ausfertigt) sonst kommst Du an dem Tage nicht hinauf. Die Wasser springen, der große Cristoffel steht fest,

im neuen Gasthause muß Kaffee getrunken werden — kurz, Du mußt nach Wilhelmshöhe, weil's zweiter Pfingsttag ist. Ich war noch nicht lange in der Stadt, hatte mir aber, weil ich sehr vorsichtiger Natur geboren bin, zeitig eine Karte zu 5 Sgr. eingehandelt, und stand, meiner zukünftigen Reisegesellschaft harrend, am Thore. Es regnete ganz lustig.

Mich kümmerte aber das unter meinem Schirme blutwenig, und wie ich die vielen, von Erwartung und Genuß glänzenden, Gesichter an mir vorüberschreiten, sprengen und fahren sah, wurde ich fast ungeduldig und wünschte, der Wagen, auf welchen meine Karte lautete, möchte sich endlich completirt haben. Der Kutscher winkt, ich fliege hin — es war der Herr Kammer-Kalkulator nebst Familie, die Frau hatte einen neuen Papierhut auf, und Sohn Philipp trug seine ersten Hosen zum zweiten Male. Das Grünseidene aber stand zu den dunklen Augen der Jule recht hübsch.

Ich nahm den Vordersitz des Wagens ein, trotz allen höflichen Gegenreden der Frau Kammer-Kalkulatorin, daß ich zuerst gekommen sei und zuerst mahlen müsse. Am Ende fügte sie sich mit einem unendlich huldreichen Blicke, setzte sich neben den im

braunen Ueberrocke prangenden Gatten und beide Eheleute nahmen Philippum zwischen sich.

Julchen aber und ich saßen vorne und weil der Wagen nur ein halbes Verdeck hatte, so mußte ich fortwährend den Regenschirm über uns beiden ausgespannt halten. Meine Lage war nicht die bequemste. Mein eines Knie rieb sich an dem Strickbeutel der Frau Kammer-Kalkulatorin, der von verstohlenem Zwieback strotzte und auf das andere Bein hatte Philippus seine schmutzigen Schuhe gestemmt. Aber ich duldete heldenmüthig, — Julia's Augen waren sehr dunkel, sehr hübsch!

Rechts und links flogen Bäume, Häuser, Reiter, Wagen, Wandelnde bunt an uns vorüber. Der Herr Kammer-Kalkulator bemühte sich mir als einem Fremden — denn seine wackere Gattin hatte mir bereits wacker auf den Zahn gefühlt — die Namen der Ortschaften und Gasthöfe, auch die Notabilitäten der Vorüberfahrenden gewissenhaft anzugeben. Ich verstand ihn aber vor dem Rasseln des Wagens nicht und zudem hatte ich mit dem Regenschirm viel zu schaffen. „Jule," sagte die Mama ein paarmal unterwegs, „Du wirst dem Herrn beschwerlich." Dann lugt' ich aber ehrbar unter der braunen Seidendecke heraus und

sagte: „Bitte recht sehr, Frau Ober-Revisorin!“ Julchen und ich waren schon recht bekannt mit einander worden und vertrugen uns im Schatten des Schirmes vortrefflich.

„Endlich!“ sagte der Herr Kammer-Kalkulator, als der Wagen am neuen Gasthause hielt, faltete seine Rockschöße behutsam zusammen und stieg aus, nachdem er das Verlangen des Kutschers nach einem Trinkgelde als polizeiwidrig zurückgewiesen hatte. Ich sagte aber nicht endlich — ich half erst der Frau Kammer-Kalkulatorin heraus, hob hernach den Jungen zur Erde, und hernach — unterstützt' ich Julen.

Hübsche Arme hatte Jule auch, runde, volle, weiche Arme und eine warme kleine Hand, die kein Drücker-Lehrling mehr war ....

Ich hatte Wilhelmshöhe noch nicht gesehen, außer vom Thale aus durch die lange schnurgerade' Allee, welche in vielen Senkungen und Anhöhen hinauf führt. Ich sah mich im Augenblicke des Aussteigens flüchtig um. Das neue Gasthaus prangte schon die ganze Fronte entlang mit Lockenköpfen und Knoten-Perücken, welche sich neugierig, verdrießlich in den herabrieselnden Regen ausstreckten. Rechts die Hauptwache, dem

Gasthofe gegenüber die ersten Anlagen, welche zu dem kurfürstlichen Schlosse führen, gerad' hinauf der alte Winterkasten mit dem popularisirten Christoph-Herkules.

Es war zwei Uhr, als wir ausgeschifft wurden. Der Herr Kammer-Kalkulator hatten das sehr weislich auskalkulirt. „Sehen Sie, Lieberchen!" erklärte er mir — „Schlag drei springen die Wasser — die kleine Stunde geht hin auf's Besichtigen der Anlagen, da braucht man vorher nichts zu verzehren, denn hübsch ist's hier oben, das ist wahr, aber" fügte er hinzu, indem er sich über die Fingerspitzen blies, „eine Heiden-Theurung. Sind noch jung, Lieberchen! noch nicht lange bei uns, müssen's erst kennen lernen."

Die Frau Kammer-Kalkulatorin lud mich, nachdem sie mit Julen etwas abseits gegangen war, und ihr das Kleid aus den Falten gezogen hatte, verbindlichst ein, den Nachmittag mit ihnen zuzubringen. Die Spekulation war für beide Theile so übel nicht. Ich hatte einen zweischläfrigen Regenschirm, konnte also im Fall der Noth dem großen baumwollenen Familien-Meubel, welches der Mann mit sich schleppte, sekundiren. Und meinerseits —

Sie führten mich zuerst zum kurfürstlichen Schlosse.

Es waren trotz des grauen werkeltägigen Wetters schon eine Menge Menschen oben, welche sich in dessen verschiedenen Umgebungen bewundernd ergingen. Der Herr Kammer-Kalkulator explicirte mir Alles, sprach von dem schönen Styl, in dem das erlauchte Gebäude aufgeführt sey, von dessen höchstseligem Gründer, von der stupenden Pracht im Innern, erzählte, daß Kurfürst Wilhelm II. die beiden Seitenflügel mit dem Hauptgebäude verbunden hätte, während sie früher nur durch schwebende Galerien zusammenhingen, kritisirte dies mit schüchterner Ehrfurcht, und zeigte mir den Bogengang vor dem Schlosse, worunter kein Mensch hergehen dürfte. Ich hatte Julen am Arm, weil's noch immer regnete und Philippus zerrte die Mutter am Rocke.

Wir ergingen uns in den nächsten Anlagen. Ich bewunderte pflichtschuldig die herrliche Aussicht in's Thal, welches grau und nebelig unter uns lag, ließ mir vom Herrn Kammer-Kalkulator den reservirten Platz zeigen, wo die fürstliche Familie sich niederzulassen pflegt, und von Julen den schönen, kühlen, geschmackvoll decorirten Tanzsaal.

„Drüben im neuen Gasthof wird heute Abend auch getanzt," sprach sie dabei halb laut zu mir. Ach, und ich Unglücklicher tanze nie!

Mittlerweile war's Zeit geworden, daß wir uns nach den Wassern begaben. Wir stiegen und stiegen. Um uns, vor und hinter uns, eine Menge klimmender Männlein und Fräulein, von oben herab ein leiser, intermittirender Regen, der ordentlich traulich auf meinen Schirm klatschte. Julchen schien das Bergsteigen nicht gewohnt zu sein, sie lehnte sich herzhaft auf meinen Arm und wir beiden jungen Leute waren zum großen Triumph des Herrn Kammer-Kalkulators, der seine Kraft pustend anpries, immer eine geraume Strecke hinter dem vorauswandelnden Ehepaar.

Wir sind beim obersten Wasserfalle angekommen: „Hier ist der beste Standpunkt," entschied der Kammer-Kalkulator, nachdem er lange geprüft und gewählt. „Noch zehn Minuten," sagte er, und ließ die Uhr repetiren, aber hübsch unter dem Rocke, daß sie nicht feucht werde und kein Zug dran komme.

„Es kommt, es kommt," schrien die Straßenjungen — ein fernes Brausen und Zischen, über die Felsen vor uns rieselte erst ein dünner Wasser-

strahl, dann noch einer, es rauschte immer mehr und endlich war der Wasserfall und des erste Plaisir vollständig. Die Leute umher schauten, schrien, jauchzten, drängten, — „weiter hin, unten nach dem Aquäduct!!"

Ich mag keine Topographie von den kurfürstlichen Wasserkünsten auf Wilhelmshöhe liefern. Wie wir erst allmählig hinaufgestiegen waren, so stiegen wir jetzt, aber weit schneller, um den rechten Zeitpunkt und einen guten Platz zu erhaschen, mit den niederrauschenden Wellen bergab. Die Menschen hatten ihre Augen sonntäglich bewaffnet mit Brillen und Lorgnetten, um dem Laufe des Wassers gehörig folgen zu können, sie stießen sich auf der Teufelsbrücke heftig herum, kletterten in Hast zum Aquäduct, und kamen am Ende unten am großen Bassin an, ehe die Fontaine daraus emporschoß. Mir gefiel das Ding sehr wohl, bis auf den unangenehmen Geruch, welcher von dem stehenden, künstlich herunter geleiteten Wasser aufwallte, auch schien's mir gar zu originell, daß die Leute mit tausend Regenschirmen in allen Regenbogenfarben über ihren Köpfen einen Wasserfall bewunderten. Soll ich's ehrlich gestehen, so habe ich mich an den Wasserkünsten nicht halb so sehr

ergötzt, wie an dem Privat-Feuerwerkchen, das Julens Augen auf mir und mit mir abbrannten.

Da standen wir unten am Bassin. Es hatte aufgehört zu regnen und war eine sehr milde laue Luft worden, wie gewöhnlich nach solchen Sommerregen. Jule und ich hatten unglücklicherweise Papa aus den Augen verloren und waren genöthigt, uns selbst durchzuhelfen. Wir gewannen eine köstliche Stelle, nah hinter der Fontaine am Tempelchen, welches Jule, als ächtes Kassler Kind kundig aufgesucht hatte. Dem Mädchen war warm geworden, es hatte mir sein Tuch über den Arm gehängt, den Hut in den Nacken gedrückt und lehnte recht erschöpft und mit stillen Blicken zu mir aufschauend, an meinem Arm. Plötzlich zischt es im Bassin, die dichte Wassersäule schießt pfeilschnell, kerzengerade, hell in die Höhe und bestäubt uns mit einem feinen, brüselnden Regen. Mein Julchen, dem die funkelnden Tropfen Busen und Hals besprengten, schauerte wie mit wohlthätigem Frösteln in sich zusammen, und drängte sich näher und wärmer an mich. Mir war zu Sinne, als sei eine Flasche Champagner entkorket worden, solch eine Lust zu schlürfen überkam mich. Aber die Fontaine senkte sich, verrauschte und starb

endlich in kleinen lispelnd aufstrebenden Wellen hin.

Wir kehrten zum neuen Gasthofe zurück und fanden die Unsrigen bereits unten im Eckzimmer, wo sie ein Plätzchen für uns in Beschlag genommen hatten. Das war sehr gut, denn, wie am ersten Pfingsttag in der Au, so und noch mehr am zweiten auf Wilhelmshöhe tritt eine Uebervölkerung und Hungersnoth ein. „Das ist der goldene Tag für Herrn Dietz," bemerkte der Papa, „wenn er heute den schweren Pacht nicht heraus schlägt, so hat er das Jahr sicher keinen Profit." Die Familie trank Kaffee, wozu der Strickbeutel der Frau Kammer-Kalkulatorin den festtäglichen Imbiß lieferte. Jule brachte mir mit zierlichem Knix eine Tasse, in die sie heimlich zwei überkomplete Stück Zucker geworfen; die Mutter band dem Sohn Philipp ihr Battisttuch seufzend als Serviette um, damit er die ersten Hosen schone, und der Kalkulator zündete sich eine Cigarre mit einer Federpose an. „Das ist meine Weise so auf diesen Tag," sagte er nach den ersten Zügen. „Ich rauche sehr ungern Cigarren, allein eine Pfeife könnte in dem Gedränge leicht zu Schaden kommen und dann ist's auch honetter!"

Daß ich nicht rauchte, schien Julen gar nicht zu gefallen.

In unserer Ecke waren wir sehr wohl aufgehoben. Der Herr Kammer-Kalkulator sprang zwar alle Minuten auf und grüßte einen Vorübereilenden, nannte mir alle Livréen und Equipagen bei Namen und war überall sehr redselig, sehr holdselig, sehr Pfingstselig. In den anstoßenden Zimmern ging's laut und bunt durcheinander, gegenüber unter den Linden putzten die Kellner die nassen Tische und Stühle geschäftiglich ab — und auf dem weiten Hofe vor dem Gasthause rollte es immerwährend von Wagen, welche ankamen und abfuhren, um neue Ladungen unten einzunehmen. Bediente, Kutscher, Kellner trieben sich dienstfertig auf und nieder, polterten im Hause Trepp' auf, Trepp' ab — es war ganz das Bild vom ersten Pfingst-Mittag, nur im häuslichen Rahmen.

So sind die Kasselaner. Die beiden Feiertage müssen nun einmal auf diese Weise genossen werden. Das ganze Jahr können sie Wilhelmshöhe mit seinen zauberischen Schönheiten links liegen lassen, und die Au, die nahe Au, mit keinem Fuße betreten — aber Pfingsten — das wäre gegen Pflicht und Gewissen!

Es dunkelte. In dem schönen Saal bei Herrn Dietz, wo am Mittag eine reiche Tafel von Fremden und Einheimischen zu speisen pflegt, erklangen die Hörner, hüpfende Tanzmelodien flogen schmeichelnd durch die Zimmer und riefen das junge Volk herbei.

Freilich ist's nicht ganz anständig, und Leute von feinem Ton beschränken sich auf's Zusehn, aber der Herr Kammer-Kalkulator ließ heute einmal fünfe gerade sein, und Jule, bei der ich als geschworener Feind des Tanzes um zehn Grad zu fallen drohte, ward uns vom Arme eines Handlungsjünglings entführt. Ich hatte inzwischen Champagner besorgt, so daß die Frau Kammer-Kalkulatorin mir erstaunt auf den unscheinbar schwarzen Oberrock sah, als wolle sie die unvermuthete Goldquelle darunter entdecken. Ihr Ehegemahl aber ward nach den ersten Gläsern merkwürdig beredt und unglaublich kühn. „Herr!“ sagte er und setzte den Hut auf, bis ihn seine Frau ängstlich am Aermel zupfte; „Herr! so wohl wird's unser einem nur selten. Da drunten die große, schöne Stadt — nun, ich will ihr nichts Böses nachsagen, um Ihnen den Geschmack nicht zu verderben. Aber soviel sag' ich, wenn der Herkules

droben, den die gemeinen Leute Christoffel nennen, reden könnte, und an so einem Tage, wie der heutige, einmal das kupfrige Maul aufthäte, Herr! das müßte eine Rede werden, — keine Rede so, wie sie der Herr Pfarrer unten, das fromme"... Seine Frau zupfte wieder... „Eine Rede, sag' ich, und Du, liebe Jette! laß mich ausreden, wie sie anno ein und dreißig bei den Versammlungen in Oestreich"... Seine Frau zupfte sehr stark.

Und er schwieg.

Es war neun Uhr zwei und dreißig Minuten, als ich den Herrn Kammer-Kalkulator in den Wagen hob und nach ihm die Frau Mama und hernach, etwas langsamer, die von Tanz und Champagner heiße Jule. Ich besah mir im Einsteigen den großen Christoffel noch einmal, der sich schwarz und starr auf dem blassen Nachthimmel abschnitt, und gab in meinem Herzen dem schnarchenden Kalkulator Recht von wegen der Rede. Ich hätte sie ihm gern in den Mund gelegt .... Aber .....

Mir blieb keine Zeit zu solchen Reflexionen. Wir nahmen im Wagen unsere alten Plätze wieder ein, nur ließ ich ihn diesmal von allen Seiten zumachen aus Rücksicht auf die werthe Gesundheit der Frau Ober-Revisorin. Aus eben die-

ser Rücksicht hieß ich den Kutscher auch sehr langsam fahren. Unter verbindlichsten Danksagungen bedauerte nur die brave Frau, daß ich so viele Umstände gemacht und so wenig Vergnügen gefunden, ich habe ja nicht einmal alle Anlagen besucht, nicht einmal die Löwenburg und Mu-Lang, das chinesische Dorf.

In dem verschlossenen Wagen war's sehr still und heimlich. Papa schlief, Mama gähnte, nur Philipp, der böse Junge, rief ein paar Mal ganz munter aus: „Mutter, Du mußt den Vater nicht so viel küssen!“ Jule rückte dann weit von mir weg, ich verfolgte sie, wir fanden uns wieder —

Viel, viel zu früh hielt der Wagen vor dem Hause des Herrn Kammer-Kalkulators. Ich half der geliebten Familie wiederum auf die Beine, und während die Frau die Hausthüre zögernd aufschloß und der Mann die Tritte hinaufschwankte, faßte ich das Mädchen noch einmal recht fest in die Arme und küßte sie dreimal, viermal, zehnmal auf die brennenden, dürstig geöffneten Lippen.

Das Grünseidene verschwand in der zuklappenden Hausthür. Ich aber sang laut in die Nacht: „Giulietta mia cara,“ und schritt seelenvergnügt heim. Meinen Lohn hatt' ich dahin. Ja, ja!

Tags darauf — war Pfingsten vorbei. Die Studenten wollten's nicht glauben und probirten das siebenstimmige Echo auf dem Königsplatze —, da bewies es ihnen die dienstfertige Straßen-Polizei der Residenz. Die Zugvögel wanderten wieder fort, es ward stiller und stiller, endlich wieder ganz stille, wie Kassel — Und ich seufzte, als ich ein paar Abende drauf unter Julens hellen Fenstern herging:

„Pfingsten war das Fest der Freude!"

---

## II.

## Doebler in Kassel.

---

Es war schon angegangen, als ich eintrat. Ueber dem Adolf'schen Saale — ich hatte ihn sonst immer in bescheidenem Kerzenlichte eines Referendar-Balles gesehen, oder mit der morgenländischen Staffage eines Meßabends — lag ein süßes, flüsterndes Dunkel. Mitten darin aber stand, groß und geheimnißvoll, die wunderbare Maschine, welche neue Welten entdeckt hat und dem blöden, sterblichen Auge ein millionenfaches Vergrößerungsglas aufsetzt. „Hier, Nummer ein und vierzig" bedeutete mich der Billeteur und ich nahm meinen Platz ein. „Das Gerippe eines Buchsbaum-Blattes" tönte in scharfem, fremdartigem und deshalb interressantem Akzente die Stimme Döbler's, der,

wie ein Beherrscher jener unendlich kleinen und unendlich reichen Sphäre, an seinen Riesen-Mikroskop stand. Ich schaute auf. Ein ungeheurer Stamm mit starken Umrissen, zerrissen in tausend Fasern und Adern, spiegelte sich auf der weißen Wand ab, in einem blendend hellen Lichtkreise. Der Baum verschwand und es ward wieder ganz dunkel. „Ein Tropfen Sumpfwasser nebst den darin lebenden Thieren" — hui! wie stürzte, schwamm, flog, wirrte, blitzte es da durcheinander von kleinen ungestalteten Wesen! Runde und eckige Körper, Klumpen und Zacken, Scheeren, Beine, Hörner, Flossen Flügel, alles ein schwimmendes Chaos. Aber bald ward es stiller, die Glieder erstarrten, das Licht bleichte. Alles lag trüb und öde. „Combien de lutte et de douleur, avant de finir une petite vie" — sprach es gedehnt und leise neben mir. Ich sah zur Seite und in ein bleiches weibliches Gesicht. In dessen Augen stand ein langer Schmerz und auf den Zügen eine milde, unbewußte Schönheit, die sich in den plötzlich auflodernden Strahlen eines blauen Lichtes grell verklärte.

Durch eine halbe Antwort fiel ich in ein Gespräch mit meiner unbekannten Nachbarin zur

Linken. Fremd mußte sie sein, denn sie redete sehr rein und fertig französisch und zierte sich in der dunklen Konversazion nicht einen Augenblick. Sie erzählte mir, was schon Alles sichtbar gewesen, Durchschnitte von Blättern und Petrefakten, Käsemilben, Schmetterlings-Flügel, menschliche Haut und alles Mögliche, an dessen Möglichkeit man nie geglaubt. Da sprang aus der weißen Wand, schnell zusammenschießend, ein neues Bild auf, ritterlich und fantastisch, mit langem Rüssel und elastischen Beinen. „Ein Floh" sagte Döbler und lächelte. Meine Nachbarin lächelte auch und über die in traulicher Dämmerung befangene Versammlung flog ein schamhaftes Konzert weiblicher Ausrufungen.

So ging es in einem hin. Ich hörte, wie die Leute, welche sich par honneur amüsiren mußten, hinter und vor mir, einmal über das andere Mal ausbrachen: „Sehr interessant; — Nein diese Krystalle sind zu köstlich; — Sehen Sie nur den Durchschnitt eines Mooses!" Aber aufrichtig und lebendig wurde es erst dann, wann die Geschöpfe an der weißen Wand auch lebendig wurden, recht tolle Kapriolen machten und bal paré hielten. Dann lachte das gebildete Kassel sehr.

Döbler stand unter allen Achs! und Ohs! ruhig auf seiner kleinen Bühne, ein schmales, klares Gesicht mit klugen Augen und einem schweigend beredten Munde, von blonden Locken zierlich eingefaßt. Seine Hände veränderten und schoben kunstfertig an den Gläsern des Mikroskops, dann kam ein neue Gestalt, ein neues Licht, eine neue Welt. Aber ich glaube, wenn er ein ordentliches Theater aufgeschlagen hätte und seine Zauber-Apparate aufgestellt, womit er Wassertropfen in Rosen verwandelt, das Verschwundene wieder erscheinen läßt und das Wirkliche verschwinden macht, wenn er so recht ordentlich und mit obrigkeitlicher Bewilligung gehext hätte, wie Ferdinand Becker, Escamoteur Seiner Majestät des Königs von Preußen, welcher auf vieles Verlangen seinem Gehülfen den Kopf da capo abschlug: dann, glaub' ich, hätte er in Kassel mehr Anklang und mehr Besuch gefunden. An meiner rechten Seite saß ein dicker Mann mit einer silbernen Schnupftabaksdose, welcher sehr viel und sehr häßlich lachte: „Wenn er nur," meinte der einmal, wie das Blatt der Palmweide an der Wand sich abspiegelte, „bekanntere Objekte gewählt hätte, ein Viergroschenstück oder so!"

Ich war anderer Meinung und meine französische Nachbarin zur Linken auch. Wir haben uns sehr gefreut, wenn die bunten, brennenden Farben auf dem weißen Hintergrunde allmählig auftauchten und die weiten, ungefügigen Umrisse sich rundeten und schlossen zu ungeahnten Gestalten, dergleichen wir in unserem Gesichtskreise nicht auffinden. Oder wenn die Tropfen eines aufgelösten Salzes nach allen Richtungen sich hingossen und ausstreckten wie die Zweige eines Wunderbaumes, immer schneller und lichter, wenn mit jedem Hinblicke eine frische, geheimnißvolle Welt sich aufthat und ihre seltsamen Geschöpfe vor unseren Augen tanzen ließ. „Pauvres animaux!“ sagte sie, „warum dringen wir mit unserer Kunst und menschlicher Neugier in ihre stillen Wiegen ein, ziehen sie ans Tageslicht, welche die Natur in ewigem Dunkel barg, um sie aufzujagen und am Feuer unseres Genusses langsam verschmachten zu lassen!“ Es half nichts, daß ich ihr die Vortheile für die Wissenschaft und das allgemein Interessante einer solchen Entdeckung auseinandersetzte, sie blieb dabei, es sei nicht recht. Ich machte sie darauf aufmerksam, wie doch in der kleinen Welt des Wassertropfens und der Käserinde Alles gerade so sei wie in

unserer, die wir die große nennen, die einen fräßen die anderen auf und würden dick und fett davon, die anderen regten und tummelten sich zeitlebens, ohne es zu etwas zu bringen. „Sie haben Recht,“ entgegnete sie, „aber Könige haben sie doch nicht. Es ist ein Zustand vollständiger Anarchie.“ Als Döbler die Ibis-Feder zeigte, klatschte sie lebhaft in die Hände. „Das ist Tricolor,“ sagte sie und wies auf die Farben des Bildes.

Zwei Stunden flogen pfeilschnell herum. Döbler nahm den Deckel des Mikroskops auf und begann seine Erklärung von der Konstrukzion desselben. Ich hatte Gelegenheit, bei dem hellen Lichte, welches nunmehr den Saal durchströmte, meine Nachbarin nochmals recht genau zu betrachten. Sie war ein schönes Weib, mit tiefen, heimlichen Augen, schlank gewachsen und schwarz von Haaren. Neben ihr saß eine ältere Dame, mit welcher sie sich eben leise unterhielt. „Eine Gefahr des Entzündens ist unmöglich,“ dozirte Herr Professor Döbler und ließ das Sauerstoffgas ausströmen. „Doch, doch“ seufzte ich bei mir selbst, indem ich nachdenklich in die dunklen Augen meiner Nachbarin sah. Sie war aufgestanden. „Von dem Allem versteh' ich nichts,“ sagte sie zu mir gewendet,

„ich werde fortgehen.“ „„Sehe ich Sie in Kassel wieder?““ fragte ich zurück. „Schwerlich!“ war ihre Antwort. „Ich reise heute Abend noch ab, nach Brüssel. **Je vous salue, Monsieur!**“

Damit hing sich die schöne Gestalt an den Arm der älteren Dame neben ihr, die Stühle rutschten, Döbler verbeugte sich, ich verbeugte mich, es war vorbei.

Eine Stunde später fuhr ein Postwagen mit blasendem Postillon an mir vorüber. Ich glaubte sie erkannt zu haben, meine linke Nachbarin aus dem Mikroskop mit dem langen Namen, wie sie sich zum Schlage herauslehnte und Jemand am Wege zunickte. Aber es mag ein Traum gewesen sein.

Ach, Herr Professor Döbler, der Sie mit Ihrem Vergrößerungsglas neue Welten entdecken in einem Thautropfen und zehntausend Geschöpfe an einem Grashalm, können Sie nicht ausfindig machen, wohin meine kleine Französin gerathen ist?

## III.

# Der trauernde Postillon.

---

Eines trüben und naßkalten Julitages — eigentlich war es vorgestern, was aber der geneigte Leser der Illusion wegen zu ignoriren gebeten wird — schaute ich nachdenklich und verdrießlich zu meinem Gartenfenster hinaus. Der Regen troff in dichten Strömen von Busch und Baum, und ein kühler Wind wehte mir allerlei unerquickliche Herbstgedanken spottend in's Gesicht. Ich war verstimmt, ton- und trostlos, wie der graue kurhessische Himmel, der sich über meinem Haupte wölbte.

Plötzlich pocht es an meine Thür.

„Herein!"

Ein Bote mit zwei Paqueten tritt ein...

Kennt Ihr das Gefühl, einen Brief in den Händen zu haben, von dem Ihr nicht wißt, von wem er kommt, sondern blos, daß er an Euch geht? Da kann das Glück mit einem Male drin stehen, thurmhoch, riesengroß, eine Erbschaft, eine gute Rezension, ein Paquet alter Liebesbriefe, die, wie ein saldirter Wechsel, remittirt werden, ein großes Loos, — eine wahre Pandora-Büchse, aber eine des Glückes, ist ein uneröffneter Brief.

Die meinigen zwei brachte nicht der Postoffiziant mit dem rothen Kragen, sondern ein ganz ordinärer Mensch; ein verkappter Bote irgend einer großen Macht, dachte ich.

„Wohnt hier Herr Doktor Dingelstedt?"

„„So heiß' ich.""

Er übergab die Briefe, und ging ab.

Da hatte ich sie. Zwei große Briefe, jeder mit der Adresse: „Sr. Wohlgeboren, Herrn Doktor Franz von Dingelstedt, berühmten Schriftsteller — Kassel."

Menschen, Christen, Freunde! Fühlt Ihr, ahnt Ihr mein Entzücken? Ihr, junge, bürgerliche Diplomaten, begreift Ihr, wie es thut, wenn Einer von geschrieben wird, der nicht einmal zu

ist, — sondern offen für Jedermann? Und Ihr, junge, strebsame Schriftsteller, ermeßt Ihr die Wonne Eines, der seine „Berühmtheit" nun „schwarz auf weiß besitzt," und getrost ad acta legen kann?

Ich schwindelte. Beide Briefe wog ich in den Händen. Der rechte — flüsterte mir mein Genius mit holdem Flötenton in's Ohr — kommt vom Fürsten Pückler-Muskau; in demselben adoptirt er Dich und ernennt Dich zum Erb- und Gerichtsherrn seiner sämmtlichen Kunstgärten. Der linke aber, ja der linke enthält Kassenscheine, so und so viel Gulden Konventions-Münze, die Dir eine edle, von Deinen Werken gerührte Seele schickt, um Deine Schulden zu bezahlen, und von nun an ein gottseliges Leben zu führen.

Sphären-Musik!!

Leider konnte sie nicht ewig dauern. Ich beschaute die Briefe von innen und außen; kein Postzeichen, kein Petschaft, keine bekannte Handschrift. Ich betastete sie. Weich, wie eine Kassenanweisung, fühlten sie sich an. Ich riß hastig die Umschläge zugleich ab, um keinem den Vorzug zu gönnen. —

Großer Gott! —

— Drucksachen — Zeitungsblätter — zwei Wochen-Lieferungen des „Humoristen“ von M. G. Saphir!

Saphir, Saphir! Dein böser Engel wird meine getäuschten Erwartungen in Dein schwarzes Buch tragen, und an jenem Tage — Du verstehst mich — da wir mit einander abrechnen — —

Ja! und wäre es noch ein Lob gewesen; ein Unsterblichkeits-Rezept für kranke Dichter, oder ein Hymnus auf meine sämmtlichen Werke, ich hätte es dankbar hingenommen. Aber nein, diese Nummern enthielten nur den Abdruck einer „Reisenovelle.“

Nun können sich aber meine viellieben Leser keinen Begriff davon machen, wie ein gedrucktes Opus von mir meine Nerven angreift und aufregt. Wie Gespenster einer trüben und heitern Stunde stehen die schwarzen Lettern vor mir, alle Schärfen und Mängel des Gedachten treten verletzender heraus, das Ganze ist wie ein Fremdes und doch Eigenes geworden, gleichsam die verkühlte und erstarrte Lava eines glühenden Ausbruches. —

So gemahnte mich auch die „Reisenovelle.“ Aber an etwas Schlimmeres mahnte sie noch, an eine Schuld. Ich hatte demselben M. G. Saphir, der

mir die täuschenden Blätter schickte, zugleich verheißen, eine andere Novelle nachzusenden, sobald die erste im „Humoristen" glücklich vom Stapel gelaufen sei. Und — „was ich gelobt in jenes Augenblickes Höllenqualen, war eine heil'ge Schuld, ich mußte zahlen!"

Armer Tell!

Gebeugt und trostlos schob ich die vielverheißenden Couverts bei Seite. Novellen schreiben, wenn der Regen vom Himmel gießt, und alle inneren und äußeren Blüten in der Kälte verhagelt sind — giebt es denn einen schwereren Beruf? Aber meine „Schuld" drückte. Das Zimmer wurde mir zu eng; ich faßte ein Herz, und schlenderte unter meinem Paraplui gedankenvoll zum Holländischen Thore hinaus. Leute, die in Kassel bekannt sind, d. h. unbekannte Leute, wissen, wo das Holländische Thor ist.

An die Landstraße wollte ich mich legen und lauern. Jedem Vorübergehenden setzte ich die Pistole auf die Brust. „Herr, ein Abenteuer!" — „Mein Fräulein, ich bitte Sie um einen großen Gedanken!" — Aber es waren lauter ganz ordentliche Menschen, die kein Abenteuer und keine Gedanken hatten. Guten Muths schritten sie ih-

res Weges dahin, ein Jeglicher zu seinem Geschäfte, die Handwerksburschen singend und jubilirend, die Dienstmägde mit freundlichem Schmunzeln, sich hoch aufhebend, um die weißen Strümpfe nicht zu beschmutzen... Ach, Alles war eitel Ruhe und idyllisches Behagen; nur ich allein stand mit meinen Mordgedanken, mit der drückenden Novellen-Schuld an der Landstraße, und wartete.

Das Warten ist überall ein gut' Ding. In Kurhessen ist es aber ein Wunder.

Mittlerweile hatte der Regen so ziemlich nachgelassen: feine Tropfen sprühten noch bloß vom Himmel hernieder, seine Schleier zerrissen, und durch die leichten, davonziehenden Wölklein brachen die strahlenden Liebesblicke der neigenden Sonne. Vor mir aber baute sich der breite, glänzende Bogen der Iris von einem Berg zum andern aus, als wolle sich mir dorten ein Thor des Friedens und der Versöhnung öffnen, wodurch ich einziehen könnte in ein besseres Land ohne Novellen und ohne Schulden. Ich war sehr wehmüthig, zumal, da meine Füße, die eben an keine großen Wanderungen gewöhnt sind, schon eine Stunde von der Stadt mich schmerzlich an die Unvollkommenheit alles Irdischen erinnerten.

Auf einmal hörte ich hinter mir das Rollen eines Wagens. Melodisches Quellen-Geriesel für den Wanderer in der Wüste! Ich wandte mich um. Eine leere Extrapost-Chaise kam den Berg herangekrochen, zur Seite ging der Postillon, gesenkten Hauptes, ohne mich gewahr zu werden.

Gefunden, jubelte ich! Du setzest Dich ein, der Postillon bläst, Du erfährst, Du erlebst, Du erdichtest Reiseabenteuer; vom Himmel fallen sie Dir zu, die Vorübergehenden werfen sie dir in den Wagen, Du bist gerettet. Ja, gerächt bist Du an jenem Shylock-Saphir, der Dir ein Pfund Seele ausreißen will, dadurch, daß Du ihm gerade eine Posthorn-Fantasie zusendest, woran er seinen gottvergessenen Witz ausgelassen. Ahnt denn auch jener humoristische Novellisten-Werber, was ein fühlendes Herz bei den Klängen eines Posthorns bewegt? Welche Sehnsucht in die Ferne, welcher Duft, welcher Klang!

„Blase, Schwager, blase!“

Aber der Schwager blies nicht. Er sah mich groß und verwundert an, schüttelte mit dem Kopf, und wollte seines Weges fürbaß ziehen. So leichten Kaufes durfte ich ihn nicht entrinnen lassen, ich drang in ihn, er möge mich einnehmen, und

nur eine Stunde weit bis in den frischgrünen Wald da droben fahren.

„Geht nicht an, lieber Herr!“ erwiederte er abermals mit seinem traurigen Kopfschütteln und klopfte seine Pfeife seufzend aus.

„Nur die wenigen Schritte“ —

„Ist gegen die Postordnung. Ach, der Herr weiß nicht, wie streng sie da drüben sind, und wie ein armer Postillon, wenn er zudem schon mit einer Schuld“ —

Wiederum Schuld! Mußte mir denn das furchtbare Wort auf allen Tritten nachschleichen?

„Was hast Du denn, Schwager?“

Er sah mich mißtrauisch an. Sein Gesicht hatte etwas Rührendes in dem schmerzlichen Blicke der treuen, einfältiglichen Augen, die starken, frischen Züge des Burschen schienen von einem geheimen Kummer umwölkt. Mich überraschte der Eindruck, den er auf mich machte.

„Was kann Ihnen daran liegen,“ sagte er nach einer Pause, „wie es einem armen Schlucker, wie unsereinem, in der Welt geht? Sie sind ein glücklicher, ein vornehmer Mann, Ihnen geht nichts ab, Sie wissen nicht, wie die Schuld“ —

„Mensch, höre auf mit Deiner Schuld! Weißt Du was? Wenn Du mit Deiner übertriebenen Gewissenhaftigkeit die paar Groschen Verdienst von Dir weisest, so laß uns wenigstens zusammen die Ecke hinaufschlendern. Deine Gäule haben Ruhe, Du erzählst mir, wir werden gute Freunde."

„Mir kann's schon recht sein," entgegnete der Schwager.

Ich bot ihm zur Abwechselung eine Cigarre aus meinen Etui an, er rauchte, ward zutraulich, gesprächig, erzählte:

„Sehen Sie, ich war ein zufriedener Kerl, wie Sie mich da sehen, noch vor vierzehn Tagen. Ich hatte ein Mädchen in unserem Orte, in Hofgeismar, wissen Sie, das mir gut war, und in drei Monaten sollte die Hochzeit sein. Sie brachte mir von den Alten ein Paar Thaler zu, mein Verdienst kam dabei und was ich mir seit sechs Jahren erspart habe, wir konnten ein Leben führen, wie die Engel im Himmel. Dazumal stand ich noch gar gut bei dem Postherrn angeschrieben."

Er hielt inne, als schäme er sich, fortzufahren.

„Ich hatte sogar den Streifen."

„Was heißt das, den Streifen?"

„Nun, wissen Sie, wer gut bläst und auch son=

sten sich ordentlich aufführt, auf seine Gäule ein gutes Stück hält, sich — sich nicht — so betrinkt — der kriegt hier an der Uniform, dicht über dem Aufschlag am Aermel, einen rothen Streifen."

„Da hat er gesessen," fuhr er plötzlich heftig heraus und stieß mir seinen Aermel beinahe in die Augen, indem er auf eine kahle Stelle an demselben hinwies.

„Aber," tröstete ich ihn, „das hat ja weiter nichts zu bedeuten, ein Streifen am Aermel weniger oder mehr!"

„Donnerwetter, Herr! Meinen Sie, wir geringes Pack hätten keine Ehre im Leibe? Und dann, es brachte drei Thaler Zulage im Monat. Bei uns geht Alles ein Bischen knapp."

„Nun, wie kam's denn aber?"

„Jetzt ist Alles vorbei, Alles vorloren, Alles im — Heute vor vierzehn Tagen, just vierzehn Tage sind es — Dazumal, wenn Sie sich noch besinnen, kam der Prinz von Oranien bei uns durch, der von Holland, wissen Sie wohl! Wir hatten drei Extra, zwei mit vieren, eine mit sechsen. Ich war bei der sechse, ich und — Hannjost."

Er knirschte den Namen zwischen den Zähnen und spie ingrimmig aus.

„Wer ist Hannjost?“

„Auch Postillon bei unserem Herrn, aber ein Hallunke, mit Respekt zu sagen. Nun warte!“

„Was hattet ihr denn zusammen?“

„Wir fuhren also die sechse, er auf dem Vorderpferde, ich hinten. Abends setzte es gute Trink-Gelder, drei harte Thaler kriegte Jedes von uns — Gott lohne es dem Oranien-Prinzen! Der weiß einen rechtschaffenen Postillon noch zu ästimiren!“

Er knallte mit der Peitsche.

„Ehe wir aus Kassel zurückritten, fütterten wir erst ein Bischen. Hannjost und ich gingen erst in eine Schenke, um einen zu trinken. Na, daran ist nichts Unrechtes, nicht wahr?“

„Beileibe nicht, zumal an einem solchen Tage!“

„Sagte just Hannjost auch, der Racker. Darauf nöthigte er mir noch eins auf, zur Gesundheit des Prinzen. Ich trank. Noch eins, daß unser Herr bald neue Pferde anschaffen sollte. Ich trank wieder, denn das thut uns, weiß Gott, noth. Noch eins, ich weiß nicht mehr worauf, zuletzt eins auf meinen Schatz!“

„Da konntest Du nicht fehlen!“

„Hätte es thun sollen, lieber Herr! Kannte ja den falschen Racker! Aber wenn man so einmal im Feuer drin sitzt!“

„Um eilf Uhr Abends ritten wir aus Kassel, ich meine vier Gäule an der Koppel, er mit zweien voraus. Die Andern waren schon weg. Es war eine warme Nacht, recht zum Begießen eingerichtet. Am Holländischen Thore begossen wir noch ein Paar Male und unterwegs“ —

„Ach, daß ich's nur kurz mache! Weiß der Satan, was Hannjost mit mir angestellt hat? Aber andern Morgens wache ich im Stalle auf, mein Herr steht vor mir und schimpft wüthend auf mich ein. Hannjost schlich eben aus der Stallthüre. Da war mein Hut gestern Nacht verloren gegangen, mein einer Sporn zerbrochen, das neue Collet, das wir dem Prinzen zu Ehren anhatten, über und über voll Flecken, und mein Handpferd hinkte, der Henker weiß, wovon. Da hatten wir den Bettel.“

Der Arme seufzte und hielt die Pferde an, daß sie auf der Höhe verschnaufen sollten. Mir that es von Herzen leid und ich drang in ihn, mir das Ende seiner Schuld nicht vorzuenthalten.

„Nun, das kann sich der Herr von selber leicht einbilden. In acht Tagen war es da von Kassel, daß mir der Streifen genommen wurde; Strafe mußte ich obendrein zahlen. Das ist aber noch lange nicht das Aergste. Hannchens Aeltern sind strenge, wiederspänstige Leute. Wie die von meinem Wesen hörten, sagten sie mir das Mädchen rund und stumpf ab. Der Alte wies mir die Thüre, „denn," sagte er, „einen Saufer und Raufer" — Aber Hannchen stand oben am Bodenfenster und trocknete die Augen mit der Schürze und winkte 'runter, als wie, sie bliebe mir doch gut und es solle dem Hannjost nichts helfen."

„Wie so denn?"

„Nun sind Sie denn so schwer von Begriffen? Der hat ja Alles expreß angestiftet, weil er dem Mädchen nachstellte. Das wäre so ein Fressen für den Kerl! Der katzenbuckelte nun bei dem Herrn — Gott wird —!"

In der Wuth hieb er auf seine Thiere, statt auf Hannjost. Die Hufe griffen aus. „Schwager!" rief ich, „so halte doch!" Er hielt.

„Mache es der Herr kurz! Es ist Zeit, daß ich heim komme, damit Sie nicht etwa wieder in

Geismar denken — Und Hannchen wartet auf mich! Heimlich sitzt sie immer am Fenster" —

„Und Du meldest Dich mit dem Horn?"

„Keinen freiwilligen Ton in's Horn, bis hier der Streifen wieder sitzt!" betheuerte er. „Aber Hannchen," setzte er schmunzelnd hinzu, „Hannchen kennt mein Gespann am Tritt und meine Peitsche am Knall."

Zarte Symbolik der Liebe, nicht minder rührend, als der Selam der Orientalen oder eine Berliner Blumensprache!

Der Mensch gefiel mir. Ueberall Leid, sagte ich seufzend zu mir selbst, sogar in dem engsten und beschränktesten Leben. Aber überall auch Liebe!

Mir ward sehr wehmüthig. Der gute Bursche kam zu seinem Hannchen, und ich, wenn ich heimkehre, in meine Studierzelle, an einen Schreibtisch, wo ein leeres Blatt mich furchtbar an meine Schuld mahnte.

„Grüße Hannchen!" sprach ich zu dem Postillon und drückte dem Ueberraschten die Hand, auch eine Kleinigkeit hinein für Hannchen. Ehe er etwas erwidern konnte, wandte ich mich um und eilte schnell die Straße hinab. Ich dachte an

Hannchen, an den Schuldigen, an meine eigene „Schuld" — und siehe da! wie ich eines Morgens darauf aufwachte, war das leere Blatt über Nacht gesegnet und jene getilgt worden.

---

# IV.

## Boa Constrictor.

---

„Wie, Herr Doctor! von einem Ungeheuer wollen Sie uns unterhalten?“ sagte die Frau Räthin, als ich den Titel der Erzählung pathetisch vorgetragen hatte.

„Und doch, gnädige Frau! — von einem Ungeheuer — eben von einer Boa Constrictor....“

„Am Ende ist's nur eine Kritik der Spindlerischen Boa,“ meinte ein sehr belesenes Fräulein, und warf eine höhnische Seitenbemerkung auf die recensionssüchtige und productionsarme Literatur der nächsten Gegenwart.

Ich duldete schweigend und begann:

„Eines schönen Winterabends — Sie sehen, ich bilde mich ganz nach Wachsmann und andern

„beliebten Erzählern“ — fuhr über die stille Schneefläche einer hessischen Berggegend ein Bauernkarren mit zwei rüstigen Braunen bespannt. Der Führer ging nebenan, um sich zu erwärmen, und sang in die frische Dezemberluft ein helles Liedlein hinaus.

Hanns war in der Stadt gewesen und hatte guten Markt gehalten. Fröhlichen Muthes kehrte er eben heim. Seine Straße führte durch einen tief verschneiten Hohlweg, worin er nur langsam, Schritt vor Schritt, vorrücken konnte. Die Dämmerung war bereits eingebrochen und auf dem Schnee spielten graue Lichter und leichte Abendwinde.

Auf einmal hielt Hanns stille, die Pferde naturlich auch; denn —

Quer über den Hohlweg, kaum zwanzig Fuß vor ihnen, lag ein dunkler Streif, beweglich, wie es dem Bauern schien, auf dem Schnee hin und her schwankend, rund, fast wie ein dünner Baumstamm anzusehen.

Was ist das?

Hanns kannte Weg und Steg; kein Stein, keine Ecke war ihm fremd. Wie kam das graue Ding — er hat es nie zuvor gesehen — auf die einsame Straße? Er blickt genauer hin. Das

bewegt sich, ringelt sich, schießt auf und ab, rückwärts, vorwärts, hebt den Kopf, — ein Thier ist es, ein Thier, ja eine Schlange, eine ungeheure Schlange, eine Riesenschlange.

Hessen ist ein frommes Land, Schlangen erzeugt es nicht, aber Tauben ohne Falsch und viele, viele Gänse. Hanns wußte das, er liebte sein Vaterland darum; wie kam auf einmal das Ungethüm hierher, die Schlange, dergleichen er wohl zu Kassel, als er seine drei Dienstjahre abgehalten, zuweilen gesehen hatte, wenn es Messe war; wie kam diese Riesenschlange in sein Paradies?

Er fürchtete sich und begann Rath zu halten. „Darauf zufahren — daß mich ein Mäuslein bisse! Meine Pferde und mein Leben sind mir zu lieb!“ Aber umkehren, die gute Stunde bis zum nächsten Dorfe noch einmal machen, mit den müden Thieren, durch tiefe und unwegsame Pfade? — Hanns kratzte sich unter der Pelzmütze wehmüthig hinter den Ohren. Er hätte weinen mögen. Eine Viertelstunde hinter dem Hohlweg, da lag in tiefem Frieden sein Dorf, seine „väterliche Hütte,“ wie Matthisson gefühlt haben würde. Er hörte die Hunde bellen, er dachte sich, wie seine

Frau mit der Biersuppe am heißen Ofen harren würde, wie die Kinder und die jungen Hühner, wie die Spanferkelein alle in der Stube so vertraulich umherkröchen. An das alles gedachte er und seufzte.

Aber die Riesenschlange that einen Schuß auf ihn zu. Er schrie laut auf, riß seine Pferde hastig herum, schlug darauf, und fort ging es, desselben Weges zurück. Der Schnee stob unter den Hufen der keuchenden Thiere, und Hanns trabte athemlos neben her, ohne sich umzuschauen, bis er eine gute halbe Stunde von dem Hohlweg entfernt war. Nun wagte er's, stand still, schielte scheu über die Schulter.... Nein, die Schlange hatte ihn nicht verfolgt Er schöpfte Athem und fuhr etwas ruhiger auf das nächste Dorf zu. Im Wirthshause desselben saßen gerade die Notabeln des Dorfes zusammen, spielten Schafskopf und tranken Kartoffelbranntwein. Schon daran hätte sie ein Fremder als gute Hessen erkannt, nämlich nicht am Schafskopf, sondern am Fusel. In Hessen beginnt die Spiritus-Region, wenn man nach Getränken mißt; durch Hessen geht die Schneelinie, oberhalb Branntwein, unterhalb Bier und Landwein.

Sich schüttelnd vor Frost und Schauer, trat Hanns in die durchqualmte Stube. „Ei guten Abend!“ Und: „Wo kommst Du denn noch so spät wieder her?“ So empfingen ihn die verwunderten Gäste. Hanns erzählte unter Heulen und Zähneklappern. Seinen Zuhörern sträubte sich das Haar, sie glaubten nicht eher, bis Hanns geschworen und geflucht, dann entsetzten sie sich und schrien Zeter.

„Eine schöne Zucht im Lande! Solches Vieh wild laufen zu lassen! Als ob die Stände in Kassel nichts zu thun hätten!“

Aber der Schulmeister, der auch in der Ecke gesessen hatte, und mit dem Bürgermeister „Hundert und Eine“ spielte, auf daß die Honoratioren fein unter sich blieben; der Schulmeister schüttelte still mit dem Kopfe: denn er war ein Freigeist.

„Meine Herren!“ sagte er — weil er einmal bei seinem Examen in Kassel bei den Landständen hospitirt hatte, verstand er sich sehr auf parlamentarische Redeweise — „Meine Herren, ich stimme nicht dafür, daß es eine Riesenschlange sei. Diese — Boa Constrictor, wie mein Raff sie nennt — kommt nur in sehr heißen Ländern vor. Wir aber

leben, dem Himmel sei es gedankt, in einem gemäßigten Striche."

„Gemäßigt", murmelte der Forstlaufer, ein verkappter Franzosenanhänger. „Schöne Mäßigung das! Sieben Mond' Winter, fünf Mond' schlecht Wetter!"

Der Bürgermeister wandte gegen des Gelehrten letztes Argument mit vielem Scharfsinn ein: „Aber, Herr Schullehrer! wenn nun Hanns das Ding da wirklich gesehen hat? Sollte es denn nicht vorkommen? Passirt so Manches im Lande, was just nicht gemäßigt ist, zum Exempel der große Schnee im letzten April, oder aber die Cabinets-Ordre gegen unsere Schnurrbärte" ....

Betroffen starrte der Schulmeister seinen Gegner an. Er sann nach, er trank, er schwieg. Endlich rief er aus: „Meine Herren! Ich trage darauf an, daß welche von uns deputirt werden zur Untersuchung des ganzen Factums! Herr Bürgermeister, wir sind uns das schuldig! Ich mache Sie verantwortlich, sich und Ihre Gemeinde nicht vor dem Herrn Landrathe zu compromittiren!"

Bei dem Titel eines Landrathes nahm der Jugendfreund seine schwarze Mütze ab. Denn der Landrath untersuchte alljährlich die pädagogischen Zustände seines Kreises gewissenhaft.

„Faxen!“ schrie der Forstlaufer. „Wißt Ihr was? Ich gehe hin und rufe den alten Brakel. Brakel ist, wie Ihr wißt, mit in Pinselfahnien gewesen damals, wann war's, Herr Schullehrer …?“

„Anno, anno … Nun, lieber Herr Forstlaufer, Sie wissen wohl, bei der Expeditio nach Amerika. Indessen sagt man: Pennsylvania, nicht Pinselfahnien, lieber Herr Forstlaufer! mit Erlaubniß zu reden!“

Er nahm die Mütze ab und räusperte sich. Der Waidmann fuhr fort: „Brakel geht mit, ich nehme meine Doppelflinte, Ihr Eure Heugabeln und Stangen. Sorgt für Laternen und für — einen kleinen Nachttrunk! Na, Adjes derweil'! In zehn Minuten geht's los!“

Er ging hinaus. Die Schwarzwälder Uhr in der Gaststube schlug gerade sieben. Es war demnach vollends dunkel, als die Schaar der Dorfbewohner, Hanns und den amerikanischen Invaliden an der Spitze, den Gemeindevorstand und ihren Gelehrten in der Mitte, also in derselben Ordnung, worin damals in Aegypten die Franzosen marschirten, gewaffnet mit Piken, Stangen, Seitengewehren und Laternen gegen die Boa Constrictor im Hohlwege aufbrach.

Eine feierliche Stille begleitete den dunkeln Menschenknäuel. Einer Lawine würde ihn ein Romantiker verglichen haben, die sich in dumpfem Schweigen über ein ahnungslos schlummerndes Thal ausgießt. Nur der Forstlaufer, der gottvergessene, pfiff die Marseillaise, und noch dazu grundfalsch.

Anderthalb Stunden brauchte der Zug, bis er der Stelle nah gekommen war, wo die Boa Hannsen erschienen war. Brakel gebot Halt, — Regimenter fesselt das starre Commando. — Ein Kreis schloß sich um ihn.

„Sie ist noch da", flüsterte der Pinselfahnier, „dort krümmt sie sich. Na, warte!"

Scheue Blicke folgten der Richtung seines Zeigefingers. Ja, sie lag noch da, die Riesenschlange, in sich gekauert, dann und wann den Kopf oder den Schwanz in die Höhe reckend, schrecklich anzuschauen auf dem weißen, unheimlich funkelnden Schnee.

„Hätte dieses leichtsinnige Thier sich nicht entfernen können, als es sein Verderben nahen hörte?" Also seufzte der Kinderfreund, der auch keiner Schlange übel wollte, der Edle!

„Halten Sie zu Gute, Herr Lehrer!“ bemerkte Brakel. „In der Kälte sind die Schlangen gleichsam starr, je heißer, desto lustiger. In Amerika hab' ich ihrer viele gesehen, und verstehe mich auf Lebensart mit Schlangen. Oft, wenn wir so dahin marschirten und vor Herzeleid mit den Zähnen klapperten, klapperten die Bestien zu unsern Füßen mit dem Schwanze.“

Der Forstlaufer, blutdürstig, wie er war, unterbrach den Redeseligen. „Alleweil', Kinder, habt Acht! Erst noch einmal rund getrunken! Nun, Courage! Brakel mit sechs Mann in die rechte Flanke; Ihr stecht mit den Gabeln darauf los. Ich bin die Artillerie, halte auf die Mitte. Der Rest von uns links am Wege herauf, dort herunter mit Knitteln und Stangen gehauen! Vorwärts marsch; aber Alles in Ruh', auf den Zehen! Alleweil'!“

Seine Anordnungen wurden pünktlich befolgt. Der Schulmann hielt sich an den Waidmann, der aus der Ferne feuern wollte; der Bürgermeister kletterte rechts am Hohlwege hinauf, verschanzte sich bis an die Waden in Schnee, und dachte, von oben den Angriff zu leiten und Alles, Behufs

eines demnächstigen Berichtes an den Landrath, zu überschauen.

Tiefe Stille. „An die Rippen pocht das Männerherz.“

„Herr Forstlaufer!“ flüstert der Amerikaner herüber, indem er sammt seinem Détachement Halt macht. „So eine hab' ich all' mein Lebetag' noch nicht gesehen. Die ist haarig über und über!“

„Eine neue Species“, stöhnte der Schullehrer und klapperte mit den Zähnen.

„Ei was! Augen zugemacht! Ich zähle! Bei drei zugehauen, losgedrückt, ausgestochen! Achtung! Eins, zwei, drei!!“

Lautes Getöse, Flintenknall, Geschrei, Gestampfe, Gerassel, darauf lautlose Stille. Das Schlachtfeld war stumm, wie zuvor. Die Schlange regte sich aber nicht mehr, des Forstlaufers Kugel hatte den Riesenleib in zwei Theile zerrissen, dessen rechten die Heugabeln der Brakel'schen Cohorte in den Schnee bohrten, während der linke Flügel unermüdlich auf die linke Hälfte des Feindes losdrosch.

„Halt! Laternen vor! Mit Vorsicht nahe gerückt!“ Der Forstlaufer commandirte, man folgte; ganz nahe kamen sie dem überwundenen Lindwurm,

ohne daß ein Zucken oder Zischen Zeichen eines noch vorhandenen Lebens gegeben hätte.

„Sie ist todt!“ jauchzte der Pädagog, — „Hölle, wo ist nun Dein Sieg? Boa, wo ist nun Dein Stachel?“

Der geschlagene Feind wurde bei'm Scheine der Laternen besichtigt. Man drehte ihn im Schnee hin und her, man wälzte ihn auf den Rücken.

„Hm, hm!“

Allgemeines Kopfschütteln. Keiner wußte aus dem Dinge klug zu werden. Der Schulmeister wollte wissen, wo denn nun der Kopf und der Schwanz sei, da beide Enden sich auf ein Haar ähnlich. Der Waidmann wunderte sich, daß kein Blut den Schnee gefärbt habe, welches Bedenken aber der Amerikaner durch die Versicherung entkräftete, die Schlangen bluteten alle nach inwendig.

„Erlauben Sie, Herr Vice-Corporal Brakel!“ sagte der Gelehrte, seine schwarze Mütze abnehmend. „Die Schlangen haben gar kein Blut wie die Zeugethiere, also genannt, weil sie lebendige Jungen erzeugen, noch auch rothes, kaltes Blut, wie die Hechte und übrigen Meerfische, sondern bloß einen weißen Saft“ ...

„Ach Du lieber Gott!“ rief auf einmal Hanns mit kläglicher Stimme dazwischen. „Das ist ja gar keine Schlange! Das ist ja ein solcher Pelzwurm, wie ihn die vornehmen Weibsleute den Winter um den Hals tragen. Weiß nicht, wie sie das Dings in Kassel getauft haben. Aber gesehen hab' ich eins alle Tage, wenn ich meinem Hauptmann die Röcke ausklopfte. Die Frau Hauptmännin hatte eins und das hing immer an der Thür, und da habe ich's selber 'mal angepackt.“

Abermals besichtigte der erstaunte Kreis von Landleuten den zerhauenen Feind. Man war keineswegs zufrieden mit der Aufklärung des ehemaligen Soldaten.

„Habe gleich gesagt, mit den Haaren“, murmelte der Pinselfahnier — „Das blutlose Ding!“ der Forstlaufer — „Eine Schlange ohne Kopf“, der Schulmensch. Alle aber fielen über Hanns her, daß er sie um der Lumpenschlange willen hätte in Ruhe lassen können. „Stört der Esel meine nachtschlafende Zeit“, sagte der Amerikaner. „Und uns im Schaafskopf!“ repetirte Chorus. „So ein Hasenfuß!“ fügte würdevoll der Bürgermeister hinzu, der indeß von seiner Höhe herabgestiegen

war, und setzte seinen Fuß mit verächtlichem Stolze auf den Nacken des vernichteten Lindwurms.

Man kam darin überein, nach Hause zurückzukehren; Hanns sollte jedoch im Wirthshaus noch eins zum Besten geben. Das erlegte Wild las man in einzelnen Fetzen vom Schnee zusammen, und diese steckte der schnellfüßige Nimrod mit der Versicherung in seinen Dachsranzen, daß er sich mit den Enden die Fenster seiner Dienstwohnung flicken wollte, bis auf's nächste Frühjahr die Commission käme und neue einsetzen ließe. —

„Also eine Boa war es?"

Ja meine Damen! eine unschuldige Boa, eine in Residenzen von gutem Tone ganz herabgekommene, pensionirte Boa. Und doch hatte sie in dem hessischen Hohlwege noch Wunder gewirkt! Welche Betrachtungen ließen sich nicht daran knüpfen!?

Statt dessen will ich Ihnen lieber im zweiten Theile meiner ganz wahrhaftigen Novelle erzählen, wie die Boa in den Hohlweg kam. Zum Belege dieses zweiten Theils kann ich Ihnen ein Packet hessischer Akten und eine Anzeige aus dem Provinzial-Wochenblatte unter der Rubrik „Verlorene Gegenstände" vorlegen.

Nämlich:

Gegen die Mitte desselben Wintertages fuhr desselben Hohlweges eine elegante und bequeme Reisechaise, ebenfalls mit zwei raschen Braunen bespannt. In dem Wagen saß ein junges Ehepaar, das erst am gestrigen Abend in der Residenz getraut worden war, und die erste gemeinschaftliche Ausflucht in die Welt machen wollte. Die Frau hatte eine Boa um den Hals geschlungen, die aber der Mann zuweilen in ihrem beschwerlichen Dienste ablöste.

Der Weg von Kassel in die Welt führte zufällig durch jene hessische Berggegend. Die jungen Eingesegneten waren in ihrem Gott vergnügt und sahen mit hellen Blicken in die von Schnee und Sonnenlicht glänzende Landschaft hinaus. Vielleicht, daß ihnen im Wagen zu warm geworden war, und die Frau deßwegen die Boa abgelegt, vielleicht daß umgekehrt sie zu sehr gefroren und der Arm des Geliebten ein besserer Schutz gewesen, als Hannsens Pelzwurm. Genug, die Boa fiel aus dem Wagen, ohne daß die Darinsitzenden des Verlustes gewahr geworden oder den überlästigen Dritten im Bunde gemißt hätten. Erst am Abend suchte die kleine Eva ihre Schlange vergebens und

ward durch ihren Adam mit der richtigen Bemerkung bald getröstet, daß es immer besser sei, wenn die Schlange sich aus dem Paradiese, statt in dasselbe stehle. Sie lächelte still dazu.

Wie nun die Boa Constrictor auf dem Schnee liegen geblieben, ohne daß Jemand am Abende des seltenen Weges gekommen war, und wie der Wind mit ihr sein neckendes Spiel getrieben, damit der Teufel den ehrlichen Hanns und seine Alliirten durch die Riesenschlange arg berücke, das Alles habe ich Ihnen bereits im ersten Theile ausführlich mitgetheilt, fast eben so ausführlich, als der Herr Prediger, der am Sonntage darnach Veranlassung nahm, gegen den höchst schädlichen Aberglauben und die Unwissenheit in natürlichen Dingen einen gründlichen Kanzelvortrag von sich zu geben. Und damit dieses welthistorische Ereigniß von allen Seiten gehörig beleuchtet und der Nachwelt erhalten werde, als wichtigstes Blatt der hessischen Chronika vom Jahre 1837, haben zween kurhessische Referendare aktenmäßig eine Streitfrage daraus gemacht, ob nämlich die besagte Ehefrau an den Mördern ihrer Riesenschlange einen Rechtsanspruch auf Schadenersatz habe oder nicht?

— Was meinen Sie, meine Damen? Würden Sie eine Ersatz-Klage anstellen, wenn Sie auf solchem Wege irgend Etwas verloren hätten? —

---

# Sächsische Skizzen.

---



# I.

## Aus dem Thüringer Walde.

---

Ich war noch Student — mitten in jenem glücklichen Leben, das keine Sorge kennt und keine Abhängigkeit. Die Zukunft lag weit und heiter vor meinen unbändigen Hoffnungen, die junge Brust schlug froh und frei gegen das dreifarbige Band, und ich ließ mich lustig auf den raschen Wogen der Gegenwart forttreiben. Die ersehnten Herbstferien waren herangekommen. Ich suchte das leichte Ränzchen hervor, das mich schon oft auf meinen Zügen begleitet hatte, den alten Schulstaub schüttelt' ich von den Füßen und zog hinaus in die offene Gotteswelt mit einem Gefühle von Kraft und Freude und Freiheit, wie es nur in jener Zeit gedeihen kann.

Nach Hause wollte ich nicht, den Rhein hatte ich schon gesehen; da schritt ich denn nach eigenem Gefallen, Herr meiner Zeit und eines frischen Wechsels, dem Thüringer Walde zu. Es fand sich außer meinem treuen Pudel gerade kein Begleiter, der mir angestanden hätte. Meine Freunde wanderten meist heim nach den Fleischtöpfen der lieben Mama, oder sie schlichen auf staubiger Chaussée an den Herrlichkeiten der Natur vorüber, in große, kalte, volle Städte, wo sie ein gutes Wirthshaus oder eine berühmte Oper fanden.

Das ist aber meine Manier nie gewesen. Ich mag nicht reisen, wie sentimentale Primaner, die auf jedem Berge eine Thräne fallen lassen und in jedem Fremdenbuche eine Dummheit, — noch auch wie einsiedlerische Britten mit krankem Magen, leerem Herzen und vollem Theekessel, — endlich nicht wie hungrige Künstler, um eine gute Aussicht für ein Skizzenbuch oder eine abgedroschene Volkssage für die darbende Muse zu erhaschen. Ich laufe gern allein herum, bald durch Städte und Dörfer, mich froh unter ihre frohen Bewohner mischend, bald am warmen Busen der Natur eine stille Stunde verträumend, wie es so gerade Ort und Zeit und Laune mir zuführt. Und wenn ich

einmal ein Liedchen unterweges mache, so denke ich nicht gleich an den Verleger dafür, sondern ich singe es eben, wie es meine Begleiter, die Vögel im Walde, mir vorgesungen.

So hatte ich denn schon eine ziemliche Strecke des Gebirgs durchwandert, auf dem Inselsberg einen Sonnenaufgang verschlafen, die Wartburg fromm begrüßt und mich auf den unterirdischen Gewässern der Liebensteiner Höhle gewiegt — aber der Reisedurst, der mich aus der engen Studirzelle getrieben, war immer noch nicht gestillt. Da führte mich eines Abends, nachdem mich der Thüringer Wald schon lange in sein eigentlichstes Heiligthum aufgenommen hatte, mein Weg durch eine köstliche Hochebene desselben. Ein klarer Waldbach lief munter und geschwätzig neben mir her, die Schatten der schlanken Buchen fielen lang und malerisch auf die schwellende Wiese und die fernen Bergeshäupter brannten wie ewige Opferaltäre in den letzten Strahlen der Sonne. Hoch am Himmel gingen leichte Wolken, und mir war es, als sollte ich auf ihren Flügeln die ganze Erde umkreisen — so frei und so frisch fühlt' ich mich in dem Augenblicke.

Mit einem Male bog der Fußpfad, der sich allmählig der Tiefe etwas zugesenkt hatte, um eine schroffe Waldecke und eröffnete mir die Aussicht in die freundliche Beschränkung eines Thales, dessen Anblick mich wunderbar berührte. Es breitete sich dicht vor mir aus, der Herbst hatte seine besten Farben und Früchte darüber hingegossen und die Abendsonne lag gerade mit den warmen, weichen Flügeln auf der entschlummernden Ebene.

Es war nun eben ein Thal, wie andere Thäler auch, von Bergen begrenzt, durch ein Flüßchen getheilt, mit ein paar Dörfern besetzt — aber mochte es das Unerwartete seiner Erscheinung sein, oder die unverkennbare Aehnlichkeit mit dem lieben, fernen Vaterlande: ich stand wie bezaubert still auf meiner Höhe und verschlang das friedliche Bild mit brennenden Blicken. Und in derselben Minute, wo der Gedanke an die Heimath mich so plötzlich und mächtig berührt, höre ich meinen Namen dicht neben mir mit dem Tone der höchsten Ueberraschung laut ausgerufen. Erstaunt, erstarrt wende ich mich zur Seite; ich glaubte nicht anders, als einer der entfernten Lieben müßte nun aus dem Gebüsch treten und mich stumm und zitternd in die Arme ziehen — —

Das war es nun nicht; allein mein Auge fiel auf eine Gruppe, die keine Zeit aus meinem Gedächtniß verwischen wird.

Rechts von dem Wege, welchen ich gekommen, und durch dessen Krümmung mir bisher verborgen, dehnte sich in allmähliger Absenkung zum Thale ein Kirchhof aus, der wohl zu dem nächstgelegenen Dorfe gehören mußte. An der einen Seite desselben, mir dicht gegenüber, stand in dem tiefen Schatten einiger Linden ein steinernes Gebäude mit runder Kuppel, durch Manier und Zierrathen als Erbbegräbniß einer vornehmen Familie kenntlich. Die Pforte des Hauses war weit geöffnet und dicht davor saß ein engelschönes Mädchen von vielleicht vier Jahren, — das blühende, rosige Leben an der Schwelle des Todes. Das Kind hatte einen Kranz von Astern in der Hand, mit dem es sinnig spielte, die Augen waren tief niedergeschlagen, die blonden Locken flogen leicht und lose um das liebliche Gesichtchen und die feinen Lippen schienen sich in kindischem Selbstgespräche zu bewegen.

Ich hatte kaum Zeit, das Kind in's Auge zu fassen; denn näher zu mir und seitwärts gewahrte ich eine männliche Figur, wie es schien, eben auf=

gefahren aus tiefen Gedanken, — Entsetzen und Entzücken in dem sichtlich bewegten Antlitz verschmolzen, die Hände nach mir ausgebreitet, wie zu frohem Empfange, die ganze Stellung wie versteinert. Dabei rief er in demselben Moment, in dem ich umkehrte und das ganze mir bis dahin verdeckte Bild mit den Blicken überflog, mit demselben Tone der Freude, wie vorhin: Franz, Franz! zu mir herüber.

Ich wußte nicht, wie mir geschah. Dort die treue Copie der fernen Heimath in wildfremden Umgebungen, — hier ein ganz unbekannter Mann, die Arme mir entgegenbreitend, meinen Namen auf den Lippen — mir schwindelte.

Das war alles eine Secunde. Dann trug mich ein rascher Sprung über die niedrige Kirchhofsmauer; die Gestalt stürzte mir entgegen, stand still, starrte mich an und verhüllte laut weinend das Angesicht mit beiden Händen. Meine Verwirrung war wirklich grenzenlos. Der überraschende Zauber der ersten Minute, des Ortes ernste Umgebungen stürmten auf mich ein. Jedoch ließ mich eben der Boden, auf dem ich stand, und die Figur vor mir einen großen Schmerz und eine schwere Täuschung wohl ahnen.

Das Kind war aufgesprungen und eilte auf den Mann zu. „Nicht mehr weinen, Papa!“ flüsterte es mit scheuen Blicken auf mich, sich ängstlich an den Vater schmiegend, und dieser hob es auf seine Arme und küßte es mit immer heftiger stürzenden Thränen.

„Wer Sie auch sein mögen, junger Mann!“ wandte er sich dann in möglichster Fassung zu mir, der ich rath- und thatlos dagestanden hatte, wie ein erweckter Nachtwandler, „verzeihen Sie dem Schmerze eines Vaters, den Ihre Gestalt .... und der heutige Tag ... plötzlich überwältigten ... vergeben Sie ...“

Er redete abgebrochen, ich redete gar nicht. Gott weiß, wie es kam — aber ich blieb und wir waren noch keine Stunde zusammen gewesen, da waren wir Freunde. Das Schicksal hatte zwei Menschen, die sich nie gesehen, durch einen Abend inniger verbunden, als es sonst Jahre vermögen. Der Mann hatte sein Herz vor mir ausgeschüttet und an meiner Brust geweint.

Hier ist es, was er mir in jener unvergeßlichen Stunde anvertraute. Ich gebe es, wie ich es empfangen, ohne Zusatz und Schmuck. Selbst wenn ich ihm solchen zu geben verstanden hätte, ich

würde an die Geschichte des Unglücks die künstelnde Hand nicht gelegt haben; sie war ja in seinem Munde so schön und so rührend und so ehrwürdig.

Hier ist sie.

* * *

Graf *** war in seiner Jugend gewiß von wunderbarer Schönheit gewesen, und es schien, als ob mehr ein langer Schmerz die hohe Gestalt niedergebeugt und das edle Gesicht durchfurcht hätte, als das halbe Jahrhundert, das beinahe über ihm dahingegangen war. In jüngern Jahren hatte er als Militair in **schen Diensten gestanden und sich sehr früh vermählt. Seine Gemahlin starb jedoch bald und hinterließ ihm einen einzigen Sohn, Franz mit Namen, dem Vater doppelt theuer als ihr Vermächtniß und ihr Ebenbild. Mit ihm hatte er sich auf das Stammschloß seiner Familie, eben das im Thüringer Walde gelegene, zurückgezogen, und vielleicht war es die düstere Einsamkeit, in der der Knabe aufwuchs, vielleicht natürlicher Hang der Seele und die reizbare Beschaffenheit seines Körpers, die seinem Gemüthe und seinem Leben eine vorwaltend trübe Richtung gaben. Der Graf versäumte nichts, derselben zu

begegnen. Er klagte sich selbst an, durch den eignen Schmerz über den Verlust seiner Gattin von der Sorge für den Sohn abgezogen zu sein, und versuchte später Alles, um den jungen Mann mehr in das heitere Leben hineinzuziehen und für eine praktische Thätigkeit heranzubilden.

Franz kehrte nach Vollendung seiner akademischen Jahre und einigen Ausflügen in's väterliche Haus zurück, körperlich und geistig ausgebildet, allein noch immer krankhaft zart und mehr dem eigenen Innern zugekehrt, als dem Treiben und Schaffen außer ihm. Größtentheils wohl aus Liebe für den Sohn verließ der Vater im fünf und vierzigsten Lebensjahre seine Einsamkeit wieder und suchte die Residenz auf, in deren geselligen Kreisen er vormals eine bedeutende Rolle eingenommen hatte. —

Im Mittelpunkte dieser Zirkel, ihre Centralsonne, stand zu eben jener Zeit Louise von **, eine junge Dame von seltener Schönheit und einem entsprechenden Geiste, in ungewöhnlichem Grade und doch nicht auf Kosten ihres Herzens ausgebildet, mit echt weiblichem Sinn ihre Umgebungen würdigend und sich selbst heiter und frei darin bewegend. Der Graf erkannte bald, was er in dem

Mädchen gefunden. Er hatte lange die eigenthümlichen Reize des höhern, geselligen Lebens entbehrt und gab sich ihnen jetzt mit neuer Lust und vermehrter Empfänglichkeit hin. War es ein Wunder zu nennen, daß er die, welche diesem Leben die höchste Würze und den reinsten Genuß mittheilte, bald erkannte und dann mit besonderer Aufmerksamkeit betrachtete und, als er sie auch im häuslichen Kreise bewundert und tiefer in die schöne Seele geblickt hatte, endlich liebte? Sein Herz war nie entweiht worden durch männliche Koketterie und ein leichtsinniges Spiel mit den edelsten Empfindungen; es schlug noch eben so warm und lebendig, wie ehemals unter der glänzenden Uniform, und öffnete sich jetzt nach langer Leere und schmerzlichem Verwais'tsein von Neuem lechzend und sehnend den Strahlen der alten, oder der neuen Liebe.

Er hatte sich ernstlich geprüft; nicht nur die Stimme des Verlangens, sondern auch die Stimme der Vernunft wollte er hören. Allein selbst die besonnenste Ueberlegung konnte ihm kein wirkliches Hinderniß einer zweiten Verbindung, einer Verbindung mit diesem trefflichen Mädchen darthun. Seine äußern Verhältnisse erlaubten sie nicht nur,

sondern machten sie wünschenswerth; er stand in den Jahren der vollen, männlichen Kraft und war noch immer schön zu nennen. Früher oder später mußte er sich doch von dem herangewachsenen Sohn trennen, dann stand er allein, mehr denn jemals allein, mit dem Liebe verlangenden und Liebe verdienenden Herzen. Seiner Gattin konnte er nicht nur ein glänzendes, sondern ein glückliches Loos bieten; denn es war nicht blos eine reiche Hand, die er ihr gab, — es war ein reiches, junges, schönes Herz, — ein Herz, das Wenige verstanden und nur Eine verdiente.

Louise hatte es verstanden. Sie nahm nicht mit flüchtigem Wohlgefallen die Huldigungen des Grafen hin; sie durchschaute seinen Kampf und seinen Wunsch und das mit einem tief empfundenen Entzücken. Genug, sie fanden sich! Wer möchte es unternehmen, das Suchen und Begegnen zweier solcher Herzen zu schildern?

Eines Abends kam der Graf nach Hause und fiel mit freudestrahlenden Augen in die Arme des Sohnes, dem er sein Glück in frohem Jubel offenbarte. Franz umschloß den Vater mit tiefer Inbrunst und weinte warme Thränen an seiner Brust — wie dieser glaubte, aus theilnehmender Freude.

Ach! er hatte des Sohnes Gemüth sonst immer so richtig verstanden — warum gerade dieses Mal ein so grausamer Mißgriff? Was der Vater als sein liebte, betete der Sohn als verloren an!

Franz hatte das Ideal seines Herzens in dem Mädchen gefunden; er hing an ihr mit der lebendigen Innigkeit und dem verschlossenen Feuer, das sein Wesen bezeichnete. Aber er nahte ihr nicht, weil eben die Schüchternheit der ersten Liebe ihn zurückhielt und weil er sich überhaupt nicht mit sicherer Leichtigkeit in seinen geselligen Verhältnissen zu geben und geltend zu machen wußte. Später fand er gar mit dem scharfen Auge der Eifersucht seinen Vater auf demselben Wege. Er hing an diesem mit schwärmerischer Zuneigung; seine Geburt hatte ihm, so sagte er sich, die erste Liebe geraubt — sollte nun seine Leidenschaft auch die zweite aus seinen Armen ziehen?

Das schwere Opfer ward gebracht; Franz schwieg und entsagte und begrub den ersten, seligen Traum seines Lebens stumm in dem gebrochenen Herzen.

Der Vater merkte nichts. Denn seine Liebe hatte ihn so sehr beschäftigt und eingenommen, daß er den Sohn eine Zeit lang aus den Augen ver-

loren. Ob Louise auch diesen über jenem übersehen, zumal da seine äußere Erscheinung nicht gerade zu den bedeutenden gehörte, oder ob sie die Neigung des jungen Mannes hier und da geahnt, bleibt ungewiß.

Die Zeit der Vermählung ward nunmehr festgesetzt. Das Paar war ganz in das eigene Glück versunken, und so gelang es dem heldenmüthigen Kampfe des Sohnes, seinen ungeheuern Schmerz zu verstecken. Um jedoch der eigenen Brust nicht zu viel aufzubürden und vielleicht in der leisen Hoffnung, zu vergessen, bat er endlich den Vater um Erlaubniß zu einer weitern Reise zur Herstellung seiner Gesundheit, wie er sagte, die seit einigen Monden gelitten habe. Das bleiche Gesicht bestätigte diese Versicherung und erschreckte den jetzt erst aufmerksam gemachten Vater. Er drang mit zärtlicher Besorgniß in seinen Franz, bei ihm zu bleiben und sich zu pflegen. Als dieser jedoch fest und mit ängstlicher Hast auf seinem Wunsche bestand, gewährte es der Graf gern und ließ ihn mit der Bitte, zur Hochzeit wieder da zu sein, wegziehen. Franz küßte seine Geliebte, die nun bald seine Mutter werden sollte, schloß den Vater krampfhaft in die bebenden Arme und reis'te ab.

So war denn der Herbst herangekommen, die festgesetzte Zeit der ehelichen Verbindung. Der Graf wünschte diese in dem Schlosse seiner Väter mit aller Stille und Einfachheit vollzogen zu sehen, als ihn mitten in den frohen Zurüstungen zu seinem Feste, auf der höchsten Stufe verlangender und sehnsüchtiger Liebe, die Schreckensbotschaft von dem Tode seines einzigen Sohnes zerschmetterte.

Dieser war vom Vater zur Hochzeit gerufen. Er kehrte um, nun auch das letzte, schwerste Opfer dem dringend bittenden Vater nicht zu versagen. Da hat er wenige Meilen vom Ziele einen unglücklichen (ach, wohl einen glücklichen!) Sturz mit dem Pferde, der dem vergifteten Leben schnell und schmerzlos ein Ende setzte. In den Armen seines alten Dieners war er verschieden und dieser sandte dem Grafen mit pflichttreuer Sorgfalt die Papiere und Verlassenschaften seines Herrn, mit der Bitte, über die Bestattung der Leiche, die er nicht habe verlassen mögen, das Nöthige zu verfügen.

Wer versucht es, den Zustand des Grafen, nicht zu schildern, nein! nur nach und mit ihm zu empfinden? Morgen wollte er in die traute Abgeschiedenheit seines alten Familiensitzes zurückkehren und dort seinen Sohn wiedersehen, wollte sich mit der

geliebten Braut auf ewig verbinden und so alles Liebe und Theure auf Erden im engsten Kreise um sich vereinen. Nun war der Sohn todt; der Vater fand in dessen Papieren, an deren Vernichtung der schnelle Tod den unglücklichen Jüngling wohl verhindert hatte, die Spuren und Geständnisse seiner Leidenschaft, und erkannte daraus mit noch vergrößernder Vaterliebe Alles, was dieser für ihn gethan und getragen hatte. In der unbeschreiblichen Qual des Augenblicks traf der Graf Entschlüsse und Anstalten, die eine ruhigere Ueberlegung wohl verworfen haben würde. Louisen wollte er die gräßliche Wahrheit wenigstens noch jetzt verschweigen, damit durch den schneidenden Wechsel von Freud' und Leid, dem die männliche Brust erlag, ihre zarte Organisation nicht zerdrückt werden sollte. Er beschloß seine Vermählung mit ihr wirklich zu vollziehen und an demselben Tage die Leiche seines Sohnes selbst zu dem Erbbegräbniß seiner Ahnen zu begleiten. Deßhalb sandte er einen Eilboten an den Diener des Verblichenen mit dem Befehle, den geliebten Leichnam spätestens bis zum folgenden Abend in strengster Stille und Verschwiegenheit auf ein zu jenem Gute gehöriges Vorwerk zu schaffen. Dann sollte er bei nächtlicher

Weile ohne Wissen der Gräfin dort abgeholt und in der bestimmten Schlummerstätte beigesetzt werden.

Es geschah, wie er es im überspannten Gefühle des ersten, heißesten Schmerzes und in dem phantastischen Wunsche, die Manen des Geopferten durch diese Selbstqual zu sühnen, abenteuerlich genug angeordnet hatte. Er fuhr am frühen Morgen mit Louisen zu seinem Gute hinaus und ward am selbigen Abend unauflöslich an sie gebunden, die er so innig liebte und unwissentlich um so theuern Preis erkauft hatte.

Wohl mochte dieser das zerstörte Antlitz und die ungeheure Aufregung des Gatten auffallen; allein, bewegt, wie sie selbst war, glaubte sie dieses Alles aus den Erinnerungen, die auf ihn einstürmen mußten, und theilweise durch das Ausbleiben seines Sohnes erklären zu können. So ging denn die Vermählung geräuschlos und ohne Störung vorüber, und als die Mitternacht heranbrach, lag das alterthümliche Schloß mit seinen Umgebungen schon in tiefem, dunkelm Frieden.

Louise erwachte nach einem unruhigen Halbschlummer wieder. Eine schwüle Beklemmung lag auf ihrer Brust; sie sah sich bei dem ungewissen

Schimmer ihres Nachtlichtes scheu und schauernd in dem weiten, fremden Gemache um, das mit seinen antiken Formen und Zierrathen ihr unendlich öde und unheimlich vorkam. Doch schämte sie sich ihrer Furcht und mochte weder ihre Dienerin, noch ihren Gemahl herbeirufen, der sie vielleicht erst eben verlassen hatte und den sie im anstoßenden Zimmer vermuthete. Während sie noch in banger Beklommenheit athemlos daliegt, sieht sie plötzlich, wie vom Schloßhofe herauf durch die hohen Fenster ein heller Schein grell und groß in ihr Gemach fällt. Sie stutzt, ihr Puls stockt, dann fliegt sie plötzlich auf, dem Fenster zu — Großer Gott!

Ein Leichenzug bewegt sich langsam bei'm glührothen Lichte rauchender Fackeln vor ihren Augen dahin; hinter dem Sarge ihr Gemahl, ganz in Schwarz gehüllt, ein Bild des tiefsten Jammers, hinter ihm die Dienerschaft des Hauses mit wehenden Trauerflören, in Thränen aufgelös't — ein Moment — da verschwindet Alles. Durch das heftig aufgerissene Fenster schlägt der eisige Nachtwind an den brennenden Busen und ringsum ist Alles wieder dunkel und öde und stumm, wie ein Grab —

Sie sank ohnmächtig nieder.

Besinnungslos und bleich, eine Leiche, fand sie der Graf, als er von der Leiche zurückkam. Es gelang ihm, sie in's Leben zurückzurufen; sie gestand ihm, von Fieberschauern geschüttelt, daß sie ihr eigenes Begräbniß gesehen. Sie hatte die furchtbare Wahrheit, von der sie nicht die fernste Ahnung haben konnte, für eine furchtbarere Vision genommen. Der Graf gab ihr in verzweifelndem Schmerze Aufschluß, vollen, plötzlichen Aufschluß — das Licht blendete, wo die Dämmerung verdunkelt hatte.

Der Frieden der Ehe ward durch die schreckliche Nacht nicht gestört. Die hart angegriffenen Gemüther schlossen sich liebend und vertrauend an einander an — allein die zarte Frau konnte den Schrecken des Bildes und den Schrecken der Wahrheit nicht überwinden. Sie krankte an der Seite des Gatten langsam und unheilbar dahin, und am Jahrestage ihrer tragischen Verbindung gab sie ihm eine Tochter und starb.

* * *

„— Und heute“, so schloß der Graf, „heute sind es gerade vier Jahre, daß diese Nacht voll Himmel und Hölle auf mich herabsank — vier

lange, trübe Jahre. Als ich da mein Mädchen so ansah, die einzige, die noch mein ist auf der weiten, schönen Erde, als ich an diesen Särgen meine Vergangenheit noch einmal träumte — da mußten Sie gerade aus dem Walde treten, Gesicht, Gestalt, Gang — Alles meinem Franz so ähnlich, Alles mit schmerzlich süßer Täuschung an ihn erinnernd. Nun wissen Sie ja, warum ich seinen Namen rief, der auch der Ihrige ist, nun wissen Sie Alles, mein fremder Freund! Alles, was ich selbst noch weiß und wissen mag vom Leben —"

Er schwieg. Draußen war es schon ganz dunkel geworden und die letzten Töne der Nachtglocke schwammen wie ferne Erinnerungen zu uns herüber. Ach! mir war unendlich wehe, und doch möchte ich jene Augenblicke nicht aus meinem Leben vertilgen — nicht für eine Stunde voll Freude und einen Festtag voll Genuß.

Das Kindlein war eingeschlafen. Es hatte seinen Schmerz bald vergessen und mit meinem Pudel über dem Grabe der Mutter Kriegen gespielt. Ich trug es heim und der Vater drückte mir die Hand und der Pudel ging verständig neben uns her, mit den klugen Augen oft zu mir heraufschauend. Es war uns Allen, als hätten

wir uns lange gekannt und gehörten zusammen und könnten nicht mehr von einander lassen.

Drei Tage bin ich in dem Hause des Grafen geblieben. Am Morgen des vierten begleitete er mich wieder bis auf die alte Höhe; denn ich wollte nun umkehren, weil ich für die weitere Reise keinen leichten Sinn mehr fand. Da schlugen unsere Herzen noch einmal an einander und es war zum letzten Male. Ich hörte seine Schritte noch lange in dem braunen, raschelnden Laube, ich hörte sein Töchterchen ferne nach meinem lieben Pudel weinen, und als Alles still geworden, da stand ich ganz allein auf der alten Waldecke, und mein Herz brach und ich nahm meine Mütze ab und betete.

---

## II.

# Pygmaliona.

---

Grau und geheimnißvoll, wie der Tempel eines unbekannten Gottes, steht am Neumarkte zu Dresden die Bildergalerie da. Um Mitternacht mußt du das hohe, leere Haus sehen, mit den verschränkten Treppen, worauf gespenstische Schatten kauern, wenn um das Wappen am Portale schlaftrunkene Raben fliegen und der Wind durch die langen Gänge und Höfe hinzieht. Aber drinnen im Hause beginnt um dieselbe Zeit ein sonderbares, ein geheimnißvolles Leben. Da regt es sich in den braunen und goldnen Rahmen, die gemalten Früchte senden einen süßen, südlichen Duft durch die Säle, von den Heiligenscheinen strahlt eine matte, magische Helle aus. Selbst Gestalten

steigen von den Wänden herab; kurze, gutmüthige Niederländer knien vor den Madonnen, die Götterleiber venezianischer Frauen baden im Zwielichte des Mondes, Bachantinnen und Nymphen huschen mit verschlungenen Armen über den getäfelten Boden und winken hinüber, herüber zum schwebenden Tanze.

In irgend einer Ecke der Galerie hängt ein Bild, das du selbst aufsuchen kannst, wenn dich dein Weg durch jenes heilige Haus der Malerkunst führt. Es ist das Bild eines jungen, blondlockigen Mannes mit frischrothen Wangen und braunen Augen, welche dich mit lebendigem Glanze lachend und liebend anschauen. Ein braunes Barett mit wallender Feder sitzt keck auf dem Haupte des Jünglings, um seine Schultern fällt ein blauer Mantel, und darunter ein violettes, mit weißen Falten ausgeschlagenes Wamms. In beiden Händen hält er eine Flöte, die er von den rothen Lippen erst eben abgesetzt zu haben scheint, um sein lustiges Vogelfängerliedchen gleich wieder anzufangen, wenn ihm irgend ein faßbares Vögelein nahe kommt. Ein liebes, feines, beschauliches Bild!

Vor demselben saß eines Mittags an ihrer Staffelei ein Mädchen, beschäftigt, die Züge des jungen Mannes treu auf die eigene Leinwand überzutragen. Es war im Monat Juli, eine drückende Hitze in den hohen, verschlossenen Räumen. Nur wenige Besuchende schritten noch an den verlassenen Bildern vorüber, hier und da knisterte der Katalog eines Fremden in der blätternden Hand, und aus ferneren Zimmern klang leises Zwiegespräch Kommender und Gehender in den kühlen Winkel, worin die emsig Malende saß. Je stiller und öder es um sie wurde, desto inniger schien sie mit ihrem Werke beschäftigt. Andere Maler gingen grüßend an ihr vorüber, ein Gerüst, eine Staffelei nach der andern ward verlassen, nur das Mädchen wollte ihrer Arbeit kein Ende finden und hatte vergessen, daß bald die Stunde schlagen mußte, wo der Galeriediener in die leeren Zimmer tritt und in seinem sächsischen Naturdialekt kalt und gleichgültig in die Kunstwelt hineinschreit: „Alleweile wird geschlossen!“ Sie malte ungestört fort. Die dunkeln Augen der jungen Künstlerin schienen aber noch in ganz andern Strahlen zu glühen, als in denen eines eifrigen Kunststudiums. Oft hielt sie mit dem Pinsel einen langen Augenblick

inne, um ihr Abbild mit dem Originale prüfend zu vergleichen; noch öfter versank sie in ein tiefes Träumen, beide Hände auf die seufzende Brust gepreßt und mit den Blicken ganz in das gemalte Antlitz ihres Jünglings versunken.

Wer um jene Zeit die Dresdener Galerie besuchte, konnte Allwinen täglich an derselben Stelle, bei derselben Arbeit treffen. Wohl hatten viele von den Vorüberpilgernden lange an ihrer Seite geweilt und statt an den Madonnen und Glorien im FF. des Raphaelzimmers an den dunkeln Augen und den holden Zügen der malenden Jungfrau sich erbaut. Allwine war selbst schön, wie ein Bild, vielleicht zu zart und zu schmächtig für die Wünsche eines Naturmenschen, aber desto reizender für Jeden, der eine geistige Schöne zu schätzen weiß. Die Gestalt klein und zierlich, als wäre sie ein Spielwerk der Venus, feine, durchsichtige Hände, dunkle, tiefe Augen und eine Stimme, die dem Flüstern des Abends in duftenden Lindenzweigen glich. So saß sie stundenlang an der Staffelei und copirte das beneidenswerthe Bild des jungen Flötenbläsers.

Keiner von denen, die mit geheimem Sehnen an ihr dahinwandelten, konnten sich rühmen, einen

Blick, ein Lächeln, ein Wort dem todten Nebenbuhler abgewonnen zu haben. Nur für ihr Bild schien Allwine zu leben. Dafür nahte dies auch mit raschen Zügen seiner Vollendung. Schon war Alles bis auf das Kleinste treu wiedergegeben, sogar der weiße Stuartskragen pünktlich ausgemalt, der um den Hals des Jünglings emporstand. Das frische Wangenroth, „seines Mundes Lächeln, der Augen Gewalt" spiegelten sich wie in einem klaren See im Bilde Allwinens ab, und dennoch konnte sie noch immer sich nicht genügen, besserte hier und dort, hob hervor, verdunkelte, putzte, lebte und webte liebend in ihrem Werke. Schien es doch, als fürchte sich die Künstlerin selbst vor dem Augenblicke, da es nun fertig dastehen würde und sie von ihm gehen müßte, um es als ein Fremdes und Ganzes vor sich stehen zu sehen. Wie eine Braut um den scheidenden Theuern, so war sie um das reifende Abbild ihres Jünglings beschäftigt. Die Augen vor Allem, die braunen, hellen Augen waren ihr nimmer recht, und immer kehrten die zitternden Finger dahin zurück, um ein besseres Licht und einen geistigeren Ausdruck in die Tiefen derselben zu gießen.

Ermattet lehnte Allwine sich in ihrem Stuhle

zurück. Die fleißige Hand mit der Palette fiel nieder, aber noch hielt der Fuß die Staffelei fest und zog das gefertigte Bild näher heran. „Morgen!“ seufzte sie und erschrak, als die Stille rings um den Hauch ihres Mundes zurückgab. Sie sah sich bebend um. Niemand außer ihr war in dem hohen Saale, auf dem Getäfel des Fußbodens spielten die Schatten der hohen, mit dichten Rouleaux verhüllten Fenster, sie war mit den schweigenden, duftenden Bildern allein. „Morgen, und morgen zum letzten Male!“ sagte sie still in sich hinein, indem sie die Palette abrieb und ihr Bild mit unverwandten Blicken musterte. „Und kann ich denn von dir scheiden, du, den ich nicht nennen mag, wie ich müßte? Thörichter Wahn, wenn ich glaubte, es zöge mich ein Gefallen an deinen todten Zügen und das Streben einer künstlichen Nachbildung an dieses alte Werk! Für mich ist es ja eine frische, lebendige Gegenwart geworden, daß ich meine, du mußt leben, du mußt für mich leben, Einziger, Unnennbarer!“ Sie ließ das Haupt in die gefalteten Hände sinken, als fürchte sie, dem Bilde zu begegnen. Wie eine geknickte Lilie hing die zarte Gestalt da und bebte an allen Fibern in sich zusammen.

Plötzlich fuhr sie auf. Ein Fußtritt in ihrer Nähe, hinter ihr, hatte sie emporgeschreckt. Ein Mann stand an ihrer Seite und sah, ohne daß sie seiner gewahr wurde, eine Weile über ihre Schulter. Sie wagte nicht umzublicken und beschäftigte sich verwirrt mit ihren Malergeräthschaften, um sich zum Abschiede anzuschicken. Als sie sich erhoben und umgedreht, fand sie sich Auge in Auge mit dem Fremden, der ernst und wortlos ihr Bild mit dem Originale verglich. „Dein Werk ist gut,“ sagte er in dem Augenblicke, da sich Allwine nach ihm gewandt, „aber es ist unnütz!“ Bei diesen Worten stieß er mit einem harten Fußtritt die Staffelei der Entsetzten um, daß Pinsel und Palette nach allen Enden stäubten, und das Bild, Original sowohl wie Copie, wehmüthig den Staub küßte.

Allwine wollte aufschreien, aber sie fand keine Kraft, keine Stimme. Ein Blick auf den Fremden hatte sie zu Stein gemacht. Da stand er ja leibhaftig und lebendig vor ihr, er, den sie nicht nennen mochte, wie sie mußte, das Urbild der beiden matten und nichtssagenden Kunstwerke. Er war es selbst, im blauen Mantel mit dem weißen Stuartskragen, eine dunkle Feder auf dem Sammetbarett. Alles glich sich, Alles war dasselbe, nur

die Augen flammten nicht lustig, nur die Wangen waren nicht roth, wie im Bilde. Seine Blicke ruhten mild, aber fest auf dem zitternden Mädchen, und mit beiden Händen umfaßte er sie, als sie tief aufseufzend und mit geschlossenen Augen zusammenzusinken drohte. Eine lange Minute standen sie so, er das ohnmächtige Mädchen stützend, sie an seine Brust gelehnt, zu ihren Füßen die Bilder. Endlich schlug sie die Blicke wieder auf und schaute bleich, mit gefaltenen Händen, mit zitternden Lippen zu ihm hinauf.

„Kennst du mich?" fragte er leise und neigte sich zu ihr herab. Sie aber wehrte mit beiden Händen und nickte schwer mit dem Kopfe. Er setzte sie behutsam auf dem Stuhle nieder. „Heute Abend um die zehnte Stunde," flüsterte er in ihr Ohr, „zu Füßen des Kreuzes auf der Elbbrücke!" Verschwunden war er, seines Mundes Hauch spielte noch um Allwinens Stirn, seine Schritte verhallten in den fernen Zimmern. Allwine raffte sich auf; mit einem scheuen Blick auf die Trümmer der Bilder wankte sie hinaus. Der Galeriediener war in seiner Loge entschlafen. Mürrisch taumelte er auf und öffnete der Verspäteten. Draußen umfing sie frische, heiße Mittagsluft, und fast be-

sinnungslos fand sie ihren Weg über die brennenden Treppen hinab.

---

Auf der Elbbrücke saß um die zehnte Stunde am Fuße des Kreuzes eine weibliche Gestalt, in graue Schleier verhüllt und mit stillen Augen den Wellen des Stromes nachblickend: — Allwine harrte des Verheißenen. In ihre Seele war es wie die Nacht eines Wunders hinabgesunken, was sie gesehen und erfahren; sie wartete in Fassung und Glauben dessen, was da kommen sollte. Ueber die Brücke aber, an der Verhüllten vorüber, zogen zu beiden Seiten Menschen, Rosse, Wagen. Das Geräusch und die Lust des Tages drängte sich mitten in die schweigende Nacht, während die Schatten der Kirchthürme und die Lichtströme der Häuser und Barken am Gestade spielend über die glatte Wasserfläche hinglitten. In der Ferne dämmerten wie dunkle Räthsel die Häupter der Berge auf, und über das ganze weite Elbthal hatte sich eine graue, mondlose Finsterniß gebreitet.

Allwine hatte eine kurze Weile so gesessen, als sich eine warme Hand auf ihre Schulter legte und sie mit sanftem Druck aus ihren Träumen weckte:

der Fremde stand vor ihr. „Du bist da!" sprach er mit weicher Stimme. „Ich danke dir, daß du gekommen. Fast zweifelte ich daran." — „Und mußte ich nicht?" entgegnete sie. „Mußte ich nicht thun, wie Sie geheißen? Mir ist, als sei ich gebannt in einer Welt voll Wunder, entweder erwacht aus kindischen Träumen, die mich bis jetzt befangen, oder eingeschlafen und allem Gewöhnlichen zaubergleich entrückt." — „Die Wunder sind euch näher im Leben als ihr glaubt", sagte der Fremde und deutete mit der Hand um sich her. „Ist nicht alles dies ein Wunder? Und ist nicht jede rechte Leidenschaft, die plötzlich in eure Mitte fällt, ein Wunder? Aber folge mir!"

Er zog sie empor, sie folgte schweigend. Hand in Hand schritten die Beiden über die Brücke an des Stromes Ufer hinab. Ein Nachen wartete ihrer; am Ruder lehnte ein Fährmann in wallendem Mantel, der abstieß, sobald sie das Schiff betreten hatten. Sie ließen sich auf der grünen Bank nieder und schauten einander mit verschlungenen Händen stumm in die Augen. „Wie du schön bist!" flüsterte Allwine, „viel schöner, als ich es im todten Bilde auf die Leinwand zu zaubern wähnte. Nur deine Wangen sind bleich und deine

Augen lodern nicht wie dort, sie blicken nur wie milde Sterne durch mich hin. Nun rede!" Sie zog ihren Arm aus dem seinigen. Ihre Hand beugte sich über den Rand des Kahnes und zog plätschernde Furchen in den Wellen. Aber er folgte mit der seinen, und in der lauen Fluth fanden sich die tändelnden Finger, umkos't von dem Schaum und der Wärme des Wassers.

Das Schiff steuerte langsam stromaufwärts. „Noch nicht allein!" seufzte der Fremde, wenn eine Barke voll lustfahrender Menschen mit bunten Laternen und lautem Ruderschlag an ihnen vorbeibrauste, oder wenn der weiße Rücken eines spät Badenden aus dem schwarzen Wasser auftauchte. Allwine zog schauernd ihren Schleier fester um sich zusammen; sie glaubte neckende Gesichter aus der Tiefe aufsteigen zu sehen, sie meinte, drohende Arme griffen nach ihr, oder sie horchte auf die siedenden Stimmen, die drinnen im Schooße der Wellen laut waren.

„Wer bist du?" fragte sie endlich, „und wohin führst du mich?" Er begann: „Du verstehst die Kunst, Gestalten und Farben zu schaffen, wie sie dir gelehrt worden. Aber von der eigenthümlichen Kraft, von den Mysterien dieser Kunst hast du

wohl nur in geweihten Stunden eine ferne Ahnung gehabt. Ein Geheimniß, eine göttliche Finsterniß brütet über jeder Kunst, wie über der Natur, die Aller Mutter ist. Ihr schafft, wie sie, mechanisch und nach überlieferten Gesetzen, bis der Geist und das Mysterium der Production euch selbst gefangen nimmt. — Höre! Du weißt, die Jünger Muhameds, des Propheten im Osten, leiden nicht, daß der Mensch ein Gleichniß mache vom Menschen. Meinst du nicht, daß diesem Gebote ein Tiefes und Wahres zu Grunde liege? Ahnst du den Zusammenhang, der zwischen den Zügen, der Gestalt des Leibes und zwischen der Seele des Leibes obwaltet? Du hast ja gehört, man soll keinen Gestorbenen bei Namen rufen, daß er nicht erwache; hat aber die Farbe geringere Kraft, als der Schall, der todte? — Du hast mich erweckt durch den Zauber deiner Kunst. Eines ist dazu, wie bei allem Schaffen nöthig, jener Hauch, der als der allbelebende Athem der Gottheit durch alle Creatur geht. Dies eine ist Liebe. Liebe schafft im Körperlichen, sie vermittelt, sie beflügelt, sie vereint alle productive Kraft; meinst du nun, sie sei eine bloß äußerliche und sinnliche? Liebe ist Geist, darum zeugt sie auch geistig. — Als ich vor zwei Jahr-

hunderten auf der Erde wandelte in jenem Leibe, dessen todtes Abbild heute auf deiner Staffelei stand, war ich ein Mensch, sterblich, wie du. Ich starb; aber die Züge meines Angesichts blieben zurück in jenem Werke, das damals die Hand eines berühmten Meisters erschuf. Ihr streitet, wer dieser Meister sei, und tappt im Dunkeln. Der Meister war die Liebe; mich malte mein Mädchen in den glücklichen Stunden, wo wir uns lieb hatten. Sie wollte ein Gedächtniß von mir behalten, wenn ich nicht mehr sei, sagte sie; allein sie wußte nicht, daß in jenem Bilde ein Theil meines Selbst zurückbleiben mußte, gefangen, wie ein gebannter Geist in einer sterblichen Hülle. — Viele Hände, kunstfertige und kunstlernende, haben wohl seit jener Zeit an dem Bilde nachgeahmt, geübt, geändert. Denn ihr haltet es für ein großes Werk, und es ist ein großes, weil es die Liebe geschaffen. Aber den rechten Geist des Bildes wußte Niemand zu beschwören, weil Allen das Eine fehlte, die Liebe. — Da kamst du und deine Seele wandte sich auf mein Bild, nicht bloß deine Finger. Ich fühlte, wie mit jedem Zuge deines Pinsels mein Geist näher und entschiedener zu dem deinigen herabgerissen wurde. Du hattest das rechte Medium

getroffen, um dich zu mir, mich zu dir zu bringen; denn in dir war die Liebe.“

„Eine alte Mythe erzählt dir von Pygmalion, daß er seiner Hände Werk geliebt und dadurch am Ende den kalten Marmor beseelt habe. Du glaubst wohl nicht an diese Mythe, aber sie ist eben so wahr, wie eines eurer festesten und klarsten Naturgesetze. Liebe gibt Leben. — Dein Abbild nahm täglich zu, aber es fehlte noch an den Augen. Es fehlte ein Etwas, das ich nicht zu nennen weiß. Du wußtest es eben so wenig; dir zeigte es nicht deine Kunst, nur dein Herz und der rechte Moment führten dich. Da war es zuletzt, als ob du durch die gemalten Augen wie durch krystallene Pforten in das innerste Heiligthum meiner Seele drängest, und wie du die Lichtstrahlen drinnen so recht klar und lebendig angezündet, erwachte mein gebannter Geist, bewältigte die träge, todle Materie und trat in neubelebter Erscheinung körperlich vor dich hin. Glaubst du?“

Allwine hatte ohne Worte gelauscht. Die Nacht war nun vollends still geworden, das Schiff trieb allein auf den Wassern der Elbe. „Glaubest du?“ fragte er wieder und faßte die Zitternde ruhig an beiden Armen. Sie lehnte sich an ihn

und schauerte, vor Wonne oder vor Wehe, in sich zusammen.

„Aber dein Herz ist kalt, Geliebter!“ sagte sie, sich näher an ihn schmiegend. „Mich friert, nimm mich zu dir.“ — „Hüte dich!“ entgegnete der Fremde, „Liebe gibt Leben, Liebe gibt Tod.“ Er machte sich los von ihr und setzte sich auf die Bank gegenüber, sie mit den tiefen Augen wehmüthig ansehend. „Ich bin nur ein schwaches, sterbliches Kind,“ klagte Allwine, das Haupt auf den Knieen des Mannes in ihre Hände bergend. „Siehst du, Geliebtester! ich weiß nicht, ob du recht geredet und wahr. Mir ist alles Wissen untergegangen und alles Glauben auf in dir! du! du! wie nenne ich dich?“ Er seufzte und legte die Hand leise auf ihr Haar. „Nenne mich nicht,“ sagte er, „uns bezeichnet kein Name mehr. Auch der meine ist verschollen. Was ist ein Name auf der Erde? Ein Hauch über die Fläche der Wasser, ein Strahl über der Berge Haupt! Glaube an mich! Glaube ist Alles, Liebe und Leben sind eins im Glauben!“

Draußen an das Schiff pochten die Wellen. Vom Himmel fuhren Sterne hernieder und erloschen im Wasser, um den Kahn flogen Nachtschmetterlinge, und laue Winde schaukelten wie in

einer Wiege, das Paar sammt dem dritten, dem schlafenden Schiffer am Ruder. Allwine lag still wie ein steinernes Bild auf den Knieen des Mannes. Da begann auf einmal eine seltsame Weise über ihr zu klingen, Flötentöne, wie sie sie noch nie gehört, zogen weich und sehnsüchtig durch die Nacht und weckten den Wiederhall und die Vögel, die im Rohr am Ufer träumten. „Was ist das?“ fragte sie und blickte auf. Sie sah, wie der Fremde seine Flöte genommen hatte, dieselbe, die auch auf dem Bilde in seinen Händen war, und in die Röhre hineinhauchte, wunderbar süße, in's Herz dringende, lockende Töne, gleich dem Brautliede der Nachtigall. Sie umfaßte ihn; er setzte ernst die Flöte ab. „Hüte dich!“ sagte er, „Liebe schafft, Liebe zerstört!“ Sie küßte ihn, aber er wandte sich trauernd von ihr. „Das ist meine Flöte,“ sprach er, und zeigte ihr, wie er sie an einem blauen Bande auf der Brust trug. — „O spiele,“ bat sie, „es ist so schön, so wunderbar!“ Er schüttelte stumm mit dem Kopfe und blies von Neuem, immer sehnsüchtiger und schmelzender, und immer inniger schloß sich Allwine an seine Brust. „Hüte dich!“ bat er. „Siehst du, in diesem Rohr ruht eine zauberische Gewalt. Sie schenkte mir es,

die mich zuerst gemalt. Aber Liebe gibt Leben, Liebe gibt Tod! Hüte dich!" bat er noch einmal — zu spät, denn als ihn Allwine am innigsten zu umschlingen wähnte, da war er plötzlich ihren Armen entschwunden. Ein wehmüthiger Seufzer, wie der eines Sterbenden, umschwebte sie: Liebe gibt Leben, Liebe gibt Tod, und die letzten Flötenklänge erloschen dabei im Wasser. Der Kahn trieb mit einem heftigen Stoß auf den Sand, Allwine erwachte aus ihrem Taumel und fand sich allein auf der grünen Bank. Der Fremde und der Fährmann waren verschwunden; am Boden lag zerbrochen die wunderbare Flöte.

---

# IIII.

# Osternacht in Weimar.

## Nebst Nachschrift.

---

Die Pforte zu! Die Schaltern fest verschlagen!
Ein Haus des Todes, wie ich's mir gedacht!
Kein Herr mehr drinnen? Er ward fortgetragen,
Er ging nicht aus, er kehrt nicht heim zu Nacht.
Dort seine Bäume treiben neue Sprossen
Und harren ihrer Dichter, leichtbeschwingt,
Sie ahnen nicht, daß, wenn sie aufgeschlossen,
Der heiterste der Frühlings=Sanggenossen
Nicht mehr in ihre grünen Zweige singt.

Der Schütze starb. O rümpft, Ihr Superklugen!
Die Nase nur, jedweden Leibes bar;
Weil Eu're Pfade nicht zusammenschlugen,
Drum sagtet Ihr schon lang von ihm: „Er war."
Wohl paßt' er nicht in uns're jungen Glieder,
Doch Dichter blieb er, stets und allerwärts,
Und zu dem Dichter=Geiste seiner Lieder
Gesellte sich — schlagt Eu're Augen nieder! —
Eins, was Euch fehlt, ein ächtes Dichter=Herz.

Es klopft nicht mehr. Still, wie er stets gewesen,
Wie seine Muse leicht entschlief er dort,
Im Sterben noch gedacht' er an Genesen,
Tod war ihm Feind, gehässig selbst das Wort.
Ach, armer Freund! was frommte Dir Dein Glaube?
Der Tod ist streng, das Leben treulos feig;
Es zog auch Dich der unerbittlich Taube
Mit starrer Faust zum and'ren Menschenstaube
Den Mann des Scherzes in sein ernstes Reich.

Sei Dir die Erde leicht, die heil'ge Erde,
Drin Deines Volkes liebste Särge stehn;
Mich aber laß von dem verwaisten Heerde,
Wo Du gewohnt, von dannen fürbaß gehn.
Mich lüstet's nicht, in jener Stadt zu weilen,
Sie mahnt mich selber, wie ein Sarkophag;
Würgengel seh' ich durch die Gassen eilen
Und Wunden schlagen, deren Brand zu heilen,
Die kühle Gegenwart nicht mehr vermag.

Die Nacht bricht ein. Aus ihren Nebelschauern
Wer weiß, welch' neue Thräne niedertropft?
Schau, Schatten schleichen längs den öden Mauern,
Von Haus zu Haus huscht es und lauscht und klopft.
Vielleicht, wenn mit verwachtem Aug' der Morgen
Vom Berge blickt, ist's wiederum gescheh'n,
Daß Einer in sein Lailach sich geborgen,
Um den die Andern, thränend und voll Sorgen,
Als um den Träger beß'rer Zeiten steh'n.

Dort ruhen sie, zwei in der Fürstenhalle,
Selbst Fürsten, aus gemeinem Reis entstammt,
Bei ihnen **E R**, um dessen Thron sie alle,
Die hellsten Lichter seines Geist's geflammt.

Nur wenig Häupter noch aus jenen Tagen
Stehn aufrecht da, vom Alter schon beschneit,
Wie Pyramiden aus dem Flugsand ragen,
Um dem Vorübergehenden zu sagen:
Hier herrschte weiland eine and're Zeit.

Und jetzo? — Bilder überall und Büsten,
Mit leerem Hirn, die Lippen stumm und bleich,
Die Augen stolz, als ob die Todten wüßten,
Wie arm wir Lebenden und sie wie reich.
Weh, armes Zion! uns're hohe Veste,
Auch Du wirst Schutt, wie alles Irdische;
Auf, sammle Deines Ruhmes karge Reste
Und weine, einst der Mütter größt' und beste,
Um Deine Todten, deutsche Niobe!

*

Und wahrlich, sie sah aus, als ob sie weinte, diese Niobe. Es war Osternacht, Nacht der Auferstehung. Allein hatte ich in den leise verschneiten Gängen des Parks umhergeirrt, und wenn der Wind die dürren Zweige über mir schüttelte, wenn aus den nahgelegenen Theilen der Stadt Wagengerassel und schwacher Laternenschimmer zu mir herüberkam, wenn die geschwätzigen Wellen der Ilm, mit losem Eis bedeckt, dahin tändelten zu meinen Füßen: so gemahnte mich Alles, wie ein halbwacher Traum. Dazu ein Blick auf St. Schütze's Fenster, kein gastliches Licht dahinter wie ehemals,

die Läden verriegelt, die Thüre verschlossen, ein Käuzlein auf dem Giebel — ein Haus des Todes, wie ich's mir gedacht!

Solche Augenblicke nehmen mächtig ein und gehen nicht spurlos vorüber. Noch kein Jahr war verschwunden, seit ich aus jenem „Hause des Todes" getreten, geleitet von einem freundlichen, lebendig gestikulirenden, kleinen Manne. Auf der Schwelle hatten wir uns die Hände gedrückt, und er sagte zu mir, was man wohl zu sagen pflegt: Es hat mich gefreut . . . und . . . persönliche Bekanntschaft ... so etwas der Art. Der Mann war Stephan Schütze, und als August Burck, welcher mich zu ihm geführt, mich fragte: Nun, wie hat Ihnen Schütze gefallen? so konnte ich ihm ohne Grimace sagen: gut, recht gut.

Schütze war ein alter Mann, das sah sich in Allem. Er diplomatisirte nicht in der Litteratur; wenn ihn Jemand ansprach, so fragte und forsch er nicht nach der Farbe und schlug im Gedächtniß nach, was der Mensch wohl über ihn geschrieben und gesagt hätte, oder was er noch schreiben und sagen würde, — er reichte dem Fremden die Hand, und seine Frau, welche zu ihm paßte, wie eine Hälfte zur anderen, trat auch anspruchlos grüßend

herzu, und wenn nun auch keine Salonszene erfolgte, über die man einen Zeitungs-Artikel in die „elegante Welt" hätte liefern können, so verplauderte und verlachte sich doch ein Stündlein, ehe man sich dessen versah, ganz angenehm.

Nun war Schütze todt; derselbe Schütze, welcher mich Morgens freundlich auf die Schwelle seines niedlichen Hauses geleitete, und der Abends im Gesellschaftszimmer der Frau von Goethe uns junge Leute, den Freihern von Sternberg und mich, an Munterkeit und Rührigkeit beschämte, der war nun todt. Und ich ging allein unter den entblätterten Bäumen vor seiner Thüre auf und nieder, gedenkend an den Seligen, und an seine „Liebe und Freundschaft," an seine sonntäglichen Landpartieen, an heitere Stunden, die er sich und Anderen gemacht, und an seine letzte, vielleicht die einzige trübe. Denn Humorist in höherem Sinne war Schütze nicht; er lachte gern, und konnt' er das nicht, lächelte er wenigstens.

Mag man sich wundern, daß, als ich in solcher Stimmung spät Abends in den „Erbprinzen" heimkehrte, die „Osternacht in Weimar" einen Sternschnuppen auf meinem Tisch zurückließ? Als ich am Sabbaths-Morgen erwachte, und die Glocken

ihr „Christ ist erstanden" hell über das noch unter weißem Leichentuche schlafende Land hinriefen, da wunderte ich mich selber, wie ich die verkühlte und spröde Masse aus einzelnen Stücken zusammenlas, daß es ein Gedicht geworden sein sollte, eine Nänie auf den seligen Stephan, und zwar ein Gedicht, von dem August Burck und Alfons Peucer, die gerade bei mir ansprachen, behaupten wollten: es könne 'was daraus werden.

Nun, es ist allerdings 'was geworden, eine Abschiedsscherbe, die ich meinen Freunden in Weimar habe zurücklassen wollen, nichts weiter. Ich habe aber später hören müssen, wie man dieselbe vielfach mißdeutet und mir als undankbare und ungastliche Verstimmung gegen das Ganze anrechnen will, was doch nur momentane Inspirazion, Bild einer dunklen Stunde, Osternachts-Traum ist.

Oder meint Ihr wirklich, ich hätte Euer „Ilm-Athen," das mir freundlich seine Thore öffnete, wie einen Kirchhof betrachten und schildern wollen? Ich hätte über den größeren Namen auf den Leichensteinen die großen Lebendigen vergessen, und über dem abblühenden Alter die heranreifende Jugend? Auch einen anderen Abriß Euerer Stadt konnt' ich Euch geben, eine lebendige Szene voll Regung und

Bewegung an der Tafel des „Erbprinzen“ wo hier Jena saß, repräsentirt von Einzelnen seiner Koryphäen, von dem geistreichen, nach allen Seiten sprühenden Göttling, dem ewig-jungen Kenner des Alterthums, von dem besonnenen Theologen Schwarz, von Kieser, dem Nestor der Aerzte und von Anderen, und er auf der anderen Ecke der ehrwürdige Kanzler von Müller, Schorn mit seinem ruhigklaren Antlitz, und der originelle Chevalier de Laurence, der Verfasser des „Reiches der Nairen“, eine eben so selten als bedeutungsvoll componirte Trias bildeten. Und ebenso wäre Sternberg's interessantes Portrait sammt dem halb abenteuerlichen, halb eleganten Beiwerk, womit er sich, wie mit Arabesken, zu umgeben liebt, oder Biedenfeldt's einfach-gerade, ungemein liebenswürdige Persönlichkeit, ein Nachmittag auf Belvedere und ein Künstler-Sabbath in Tiefurt: — das wären lauter Stoffe und Seiten, welche Weimar nach einander und zu gleicher Zeit mir darbot, und die wohl in helleren Farben ein Bild der Stadt abgegeben hätten, als jene nächtliche Vision.

Rechte aber mit den Stimmungen und Anschauungen eines Poeten, wer's vermag! Eine

dunkle Stunde krystallisirt rasch und bestimmt in ihm, während viele heitere oberflächlich und spurlos vorübertreiben. Hätte ich jene Momente aus Tieffurt, aus Belvedere, das Mittagsmahl im „Erbprinzen", den Solon der Frau von Goethe, oder eine unvergeßliche Stunde im altclassischen Theater malen wollen, malen dürfen, malen mögen — eine Stunde nämlich, da ich versunken saß in dem Anschauen eines lebendigen Bildes, einer schlanken, schönen, ächt-sächsischen Gestalt, die für mich leider nur Louise hieß und erschien und verschwand, noch viel zauberischer wie die Geister der „Donaunixe" droben auf den Brettern: — ja, hätte ich Euch solche Erinnerungen aus Weimar gegeben, so würdet Ihr doch wieder gezürnt haben, weil ich „Persönlichkeiten", weil ich „Zustände" an das Licht der Oeffentlichkeit gezogen, welche nicht dahin gehören.

Laßt mir also immerhin meine Todten-Vision; nur bezüchtigt mich nicht deßwegen, weil ich die Verstorbenen so lieb habe, einer Ungerechtigkeit, einer Undankbarkeit gegen das Lebendige. Wohl ist mir durch kurzes Weilen Eu're stille, bescheidene Stadt mit den klassischen Gedächtnißmalen allüberall und mit den Zeugen einer großen Epoche,

Euer sinnig angelegter Park, Eure Hallen und Häuser, wo aus jeder Nische Marmorbüsten und weiße Gypsgestalten grüßen und von manch' heilig gewordener Schwelle ein geweihtes Salve den Wanderer anstrahlt, wohl ist mir alles das lieb und theuer geworden. Denke ich doch in diesem Augenblicke mit rechter Wehmuth daran, wie ich zum letzten Male — es war früh Morgens — durch die röthlich angehauchten Straßen hinschritt, über die vom Nachtfrost knisternden Plätze, dem Posthofe zu, um wiederum auf lange Zeit von Euch zu scheiden. Und, wahrlich! da kam mir wieder das alte Bild von der Osternacht, und ich wagte kaum, als ich aus dem Wagen hinauslehnte, um die letzten Häuser nochmals zu grüßen, ein Lebewohl hinüberzurufen an die Todten, und den Lebendigen: Auf Wiedersehen!

---

# IV.

## Zwei deutsche Dichter.

---

Abermals in einem sächsischen Residenzlein, — laßt mich nicht sagen, wo? — hab' ich einstens eine Conditorei aufgesucht, um einen Becher Eis zu genießen. Ich fand in dem recht eleganten Laden nur einen Gast vor, der an einem Pfeilertischchen saß und seine Cigarre rauchte. Wir blieben aber nicht lange allein. Die Thür klinkte auf einmal sehr rasch und sehr weit auf, es trat ein ältlich aussehender Mann herein, der mit einem Sprunge neben der Ladenmamsell war, sie in die Backe knipp und eine Tasse Chocolade verlangte. Der Mann hatte einen kaffeebraunen Ueberrock an und eine sauber-weiße Halsbinde saß sorgfältig um den Hals, welchen er nach Art der Rothkehlchen nickend und

unbegreiflich gelenk hin und her zu winden verstand. Er trug weiße Glacéhandschuhe und in der Linken einen Bambusstock, auf dem sich oben statt des Knopfes ein elfenbeinernes Pfeifchen befand. Als er unserer ansichtig wurde (denn eine geraume Weile hatt' er nur Augen für die Mamsell und conversirte in angelegentlichem Flüstern mit ihr, die beständig lachte, während er in Gedanken ein Bonbon nach dem andern aus der grün=blechernen Bonboniere naschte), schoß er auf den Gast zu, schüttelte ihm beide Hände und rief aus: „Ach, sieh da! Mein Süßer, mein Bester! Wie steht's, wie geht's? Mon Dieu, welche Hitze!? Und kein Mensch hier — Alles wüst' und öde, wie am ersten Schöpfungstage? Ha!" Der Angeredete hatte mit einem „Guten Abend, Herr Hofrath!" gedankt und blies ihm seinen Cigarrendampf ruhig unter die Nase.

Der corpulente Hofrath warf sich pustend in einen kleinen Divan und dachte erst jetzt daran, den Hut abzusetzen. Er zeigte eine schöne, hellbraune Perrücke und eine hohe, leichtgerunzelte Stirn, an der hier und da einzelne, indiskrete Haarwürzelchen graue Schatten in die blonde Tour warfen. Der Lockenkopf zog ein kleines Taschen=

kämmchen hervor, stellte sich zu einem Spiegel und rangirte kunstfertig sein Haar. Ja er trieb die Illusion so weit, am Ende das Kämmchen sorgfältig auszustreichen, als ob einzelne Halme dieser Nachärndte könnten sitzen geblieben sein.

Mittlerweile war seine Chocolade gekommen. Er trank schmunzelnd und mit feiner, schmeckender Kennermiene. „Elischen!" rief er dem Mädchen nach, das ihm kleine Biscuits gebracht hatte, „noch nicht fein, noch nicht schäumig genug. — Mehr ätherisch, göttliche Elise, wie Sie, dann ist's recht!" Hierauf fiel er über der daliegenden Komödienzettel her. „Wieder ein Gast!" sagt' er zu dem Manne mit der Cigarre. „Sollen sehen, Assessorchen! es ist wieder nichts dran. Die Kunst geht verloren. Kein Geist mehr, kein Genie mehr. Ach, Sie hätten bei uns sein sollen, wie Devrient noch lebte und ich noch in Berlin wirkte. — Wissen Sie, Devrient, Hoffmann, Hitzig, ich, alle Abend bei Fuchs. — Ich sag' Ihnen, attische Nächte!" Er küßte gewandt seine Fingerspitzen und versuchte eine sehnsüchtige Handbewegung. „Aber, Herr Hofrath!" sagte der Assessor, „Sie sind in Ihren Kritiken auch gar zu streng. Wie haben Sie neulich unsern armen Tenor wieder mitgenommen! Be-

denken Sie doch, daß Ihr Blatt das gelesenste in unserer Residenz ist, daß Sie mit einem Federzuge, durch einen Stoß oder Pfiff mit jenem Stocke über das Loos eines Menschen entscheiden!"

Der Hofrath ward sehr ernst. „Freund!" entgegnete er, „Sie wissen, wie der Lateiner sagt: fiat iustitia, et periit mundus!" Der Assessor lächelte. „Mir blutet das Herz zuweilen, allein glauben Sie mir, im Interesse der Kunst hör' ich auf, ein Mensch zu sein. Gehen Sie mir doch im Allgemeinen mit allen Theater-Recensionen. Der Bessere zersplittert seine Kraft daran, und an ordentliche Resultate ist nie zu denken." Bei diesen Worten zog er eine goldene Dose heraus und schnupfte; ich sah zufällig hin und gewahrte auf dem Deckel das Wort: „Souvenir", und darunter einen bekannten Bühnen-Namen.

„Ich begreife überhaupt nicht," fing der Assessor wieder an, nachdem der Hofrath einen langen Zug gethan, „woher Sie Ihre Zeit nehmen? Sie redigiren ein Blatt, zu dem Sie selbst die besten und nebenbei die meisten Beiträge liefern." — (Der Geschmeichelte drückte stumm die wohlthätige Hand, die ihm Weihrauch streute). „Sie dichten für fremde Almanachs alljährlich Ihre Paar Novellen, Sie

übersetzen und bearbeiten französische Lustspiele, Sie liefern zu jeder Gelegenheit die charmantesten Gedichte, Sie sind außerdem (nun, ich will nicht schmeicheln) die Seele unserer Salons, welche Sie durch Ihr geselliges Talent erheitern — sagen Sie nur, wie fangen Sie das an?" Der Hofrath war aufgestanden und schien bei jedem Satze dieses Panegyrikus um einen Zoll zu wachsen. „Wie wohl ein solches Wort aus solchem Munde thut," sprach er und faltete gerührt die Hände über dem Bauche, „namentlich zu einer Zeit, wo die junge Generation so frech auf unsre Schultern tritt. Was wäre sie denn ohne uns? Was ist es denn, dieses zerrissene, ungemüthliche, prätentiöse Treiben, gegen unsere harmlose, gediegene Literatur? Sehen Sie, lieber Assessor! Da erleb' ich heute wieder ein Exempel von ruchloser Undankbarkeit. Sie kennen den Doctor ***, dem ich früher mein Blatt als Feld für sein bischen Talent wahrhaft väterlich öffnete, den ich geleitet und gestützt habe, der selbst (nun man soll davon eigentlich nicht reden) noch in gewissen Abrechnungen gegen mich steht — dieser Mensch fällt von mir ab, schlägt sich, seit er flügge geworden, und das in meinem Neste, zu der Jungen-Deutschlands-Brut, und schreibt einen abscheu-

lichen Artikel, ein Gotteslästerliches Genrebild über mich. Aber ich habe ihn gefegt!" Er faßte in die Tasche, zog ein gedrucktes Blatt hervor, setzte seine Brille behutsam auf und wollte anfangen zu lesen. „Das ist" — sagt' er — „die Correctur der neuesten Nummer meines Blattes, worin dieser junge Deutschländer seine Abfertigung findet. Lesen Sie doch, und à propos mit dieser Nummer geht auch ein neues Abonnement an, drittes Quartal. Wollen Sie nicht eintreten, Verehrtester?"

Der Assessor schien keine Lust zu haben. Dagegen trat wer anders ein, nämlich in die Thür, bei dessen Anblick der Hofrath sein Blatt hastig in den Busen steckte und mit einem letzten Zug Chocolade seinen Ingrimm hinunterschwemmte. Der Ankömmling grüßte uns stumm, mit einer ziemlich steifen Verbeugung, wobei er die Augen blinzelnd nach Art der Kurzsichtigen auf den Hofrath heftete. „Wenn man den Fuchs nennt, so kommt er gerennt," sprach der Letztere halblaut zum Assessor, empfahl sich diesem und mir mit einem sehr freundlichen „Ihr Diener, meine Herren!" und ging ohne Gruß an dem dritten Gast vorüber, der Thür zu. „Ach so!" sagt' er dann, als ob er sich auf etwas besänne. „Nun, ich komme morgen wieder vor,

Elischen!" Er knipp die Mamsell noch einmal in die Backen und hüpfte fort.

„Wer war das?" fragte ich den Assessor. „Ein deutscher Dichter," entgegnete dieser und zündete lächelnd eine neue Cigarre an. Ich bemerkte, wie der „Doctor," welcher zuletzt eingetreten, bei diesem Worte höhnisch mit den Nasen- und Mundwinkeln zuckte.

Der Doctor war ein kleiner, hagerer Mann, aber noch ziemlich jung, obwohl einzelne Stellen in seinem Haare sich bereits bedenklich lichteten. Er trug einen schwarzen Frack und sehr feine, weiße Wäsche; den Hemdskragen hatte er nachlässig übergelegt und seine Hand spielte mit einer Lorgnette, die über die seidene Weste lang herabhing. Er ging dreimal mit großen Schritten im Zimmer auf und ab, besah flüchtig den Komödienzettel, welcher noch neben der Tasse des Hofraths lag, und schleuderte ihn mit einem halblauten „Pfui!" wieder von sich. Von uns nahm er nicht die mindeste Notiz. Er befahl sehr kurz ein Glas Burgunder und „Galignanis Messenger." Beides genoß er zugleich. Die Zeitung hielt er dicht an die Augen, und nur zu Zeiten glaubt' ich zu bemerken, wie sein Blick über dem gigantischen Blatte weg nach uns herüberflog. Halblaute Exklamationen in fran-

zösischer Sprache und einige rasche Züge aus dem Kelchglas begleiteten seine Lectüre. In vier Minuten war er fertig. „Keine neuen Journale da?" fragte er die Ladenmamsell. „Nein, Herr Doctor!" „Im Grunde gut," fuhr er halb zu uns gewendet fort. „Man verdirbt sich mit dieser Misère nur die Zeit. Die Literatur muß sich heut' zu Tage mit der Politik, mit dem Materiellen vermitteln. Frankreich gibt uns das Vorbild. Aber wir —" Er seufzte und strich sich mit der feinen Hand über das blasse, früh alternde Gesicht. Darauf erhob er sich, machte uns wieder ein stummes, steinernes Compliment und ging hinaus. Eine Minute darauf war er wieder da. „Ich hatte vergessen, zu bezahlen," sagte er und suchte in einem ziemlich schmalen, aber eleganten Geldbeutel seine Zeche zusammen. Hierauf verschwand er wirklich. Er ging sehr rasch und abgebrochen, gerade wie er sprach, und schien keine Zeit zu haben zum Leben.

„Wer war das?" fragte ich den Assessor. „Ein deutscher Dichter," sagte er, und warf seine Cigarre lächelnd weg. Ich stand auf. „Aller guten Dinge sind drei," sprach ich, und überreichte ihm mit einem Abschiedsgruße meine Visitenkarte. Aber bezahlt hatte ich, als Fremder, gleich anfangs.

---

## V.

# Ein Epilog.

---

Zwei Gegenden sind mir vor vielen anderen, als vorzugsweise und in jedem Zuge rein-deutsch, theuer gewesen, — Marburg und Eisenach. Es giebt, wißt Ihr, solche Gesichter, über deren Reiz man sich keine Rechenschaft zu geben weiß; man kann's nicht bestimmen, wo ihnen, wie man zu sagen pflegt, das Schöne sitzt, man sieht sie eben an und sieht sie wieder an und liebt sie, immer noch ohne zu wissen warum. Solchen Gesichtern begegnet man wohl hie und da auf altdeutschen Gemälden: — einfache, reine, harmlose Züge, klare Augen, milde Linien, frommer Ausdruck, schlichtes Haar, sie besitzen nicht den Zauber italiänischer Madonnen, nicht das süße, wollüstige Fleisch vene-

zianischer Aphroditen, nicht das Piquante eines modernen Costümebildes von Riedel oder Riepenhausen, und dennoch bleibt man still davor stehen und lächelt sie an, die Einem selber entgegenlächeln.

So ungefähr geht's mir, oder ähnlich, mit den Gegenden um Marburg und Eisenach. In jener finde ich zudem eine Jugendliebe wieder; da ist jede Falte und jeder Farbenton eine alte Bekanntschaft, aus den Wäldern des Lahnthals klingen verschollene Burschenlieder, und in den krummen, steilen, engen, winkeligen Gassen begegnen mir die Geister abgeschiedener Stunden. Ich liebe Marburg, trotz der philosophischen Fakultät, die darin ihren Sitz aufgeschlagen hat und meint, an mir wäre Hopfen und Malz verloren, weil ich leichtsinnige, gottvergessene Bücher schreibe und nicht an die Unfehlbarkeit von K. Fr. Hermann glaube, oder an die Unsterblichkeit von V. A. Huber, des Sohnes von Therese Huber.

Anders mit Eisenach. Ich kenne Niemanden in Eisenach, nicht einmal den Redakteur des dortigen Sonntagsblattes, sondern nur den Kellner im „Rautenkranz", welcher Meerschaumköpfe und hölzerne Tabaksdosen verkauft. Dennoch — vielleicht deßwegen? — bin ich gern in Eisenach und

oft. Nicht wegen der Wartburg allein, wo ich kaum dann und wann einmal hinaufsteige an dem großen Tage, da die Eisenacher Schönheiten sich einräuchern lassen von den Forstpraktikanten. Die Luthersstube und den diabolischen Dintenklex und die unverwüstliche Eichentafel, welche nachwächst wie ein Pilz, und die Rüstkammer und die Säle, die Gänge, wo Kaiser Alexander's Name unter Glas gefaßt ist und wo das Burschenfest gefeiert wurde: — alle diese Löwen der Wartburg habe ich noch als Student gesehen und mag sie jetzo nicht mehr beunruhigen. Nein, was mir gefällt, sind die schönen Hänge und Haine um Eisenach mit ihren Felsen, Waldwegen, Bergfällen, Moosteppichen, Durchblicken, sind die wöhnlichen Straßen und Häuser der Stadt, daraus überall Blumen- und Mädchen-Augen lugen, ist die lärmende Gaststube im „Rautenkranz" mit stündlichen Postwagen und Posthörnern, die Thüre stets offen, die Tafel stets gedeckt, die Wände voll Reisemäntel und Quodlibets.

Dort bin ich gern.

Laßt Euch erzählen, daß ich eines Tages — es war pünktlichst Sonnabend den 23. März im Jahre 1839. — abermals mit dem Postwagen in

Eisenach einfuhr. Ich grüßte und nickte wiederum nach beiden Seiten zu den hübschen, fremden Mädchenfiguren hinüber, die mir nicht dankten, außer auslachend, und die Wartburg ihrer Seits grüßte wiederum und nickte zu mir herunter, als ich am „Rautenkranz" abgestiegen war. Es mochte drei oder vier Uhr Nachmittags sein. Ich schlenderte, nachdem ich Kaffee getrunken, müßig, einsam, glücklich in der Stadt herum, als an einer Straßen-Ecke mir ein Theater-Zettel in die Augen fällt. Darauf — mein Erstaunen begreift Jeder, nur ich nicht! — mein Name, an der Spitze eines Epilogs, welcher heute Abend, ja heute Sonnabend den 23. März, gesprochen werden sollte.

Richtig war es. Geschrieben hatte ich den Epilog, vor ziemlich langer Zeit, weil der Theater-Unternehmer mein Freund war und ich — damals noch! — gern Epiloge dichtete. Oder Prologe, wie es just fiel. Natürlich aber hatte ich das Ding längst vergessen, und am allerwenigsten durfte ich vermuthen, heute an den Straßenecken meines lieben, alten Eisenachs meinen Namen wiederzufinden. Ich läugne nicht, mir machte das Vergnügen, und mit dem Glockenschlag sieben, als wo das Theater angehen sollte, stand ich auch drin, mitten unter

den Eisenacher Honorazioren, dicht am Vorhang, dahinter gehämmert wurde und gehustelt und getrappelt und kleine Komödie gespielt.

Das Haus war passabel voll, trotz des Regens und trotz seiner erklecklichen Entfernung von der Stadt. Es hieß, däucht mich, der „goldene Löwe." Im Saal roch es nach frischem Tannenholz, woraus die Bänke aufgeschlagen, nach Lichtern und nassen, etwan baumwollenen Regenschirmen. Im Publikum aß man Aepfel, plauderte, lachte über die abscheuliche Musik, deutete mit Fingern auf eine alte, ehrwürdige Dame, welche gleich in der ersten Reihe saß und zwar auf einem aparten Lehnstuhle. Ihre Bedienten nannten sie „Exzellenz." Wie sie heißt, weiß ich nicht.

Auf meine Bank gekauert, mit dem einen Ohr hinter die Ritzen des Vorhanges und des Bretterverschlages der Coulissen lauschend, auf dem anderen halb betäubt von der herzzerreißenden Geige dicht vor mir, hörte ich doch im Publikum noch allerlei Redensarten, die vielleicht nicht für mich bestimmt waren. Ein Herr und eine Dame unterhielten sich über Goethe's „Herrmann und Dorothea," von welchem diese schlechterdings behauptete, es sei ein Roman; der Herr wußte es aber

besser und erklärte es für ein Schauspiel, das er selber habe aufführen sehen. „Der Herrmann ging noch in Hemdsärmeln," sagte er und stieß rechthaberisch mit seinem Stock auf die Erde. Weiter hin sprachen Mehrere von einem noch viel interessanteren Gegenstande, nämlich von mir. „Epilog von Franz Dingelstedt." — „Wer ist das?" — „Kennen Sie den?" — „Nein, ich habe den Namen mein Leben noch nicht gehört." — „Ich glaube, er macht Gedichte in die Europa, oder, mein' ich, Bilder aus Hessen-Kassel." — „So?" — „Ich kenne ihn aber auch nicht." — „So?" — „Ich kenne doch sonst ziemlich alle neueren Schriftsteller, aber den nicht. — „So?" —

Andere Autoren, z. B. mein Freund Kühne in Leipzig, würden im gleichen Falle den Schluß gezogen haben, als seien die Eisenacher weit in der Kultur zurück, nicht etwan, weil sie seine Werke nicht gelesen und seinen Namen nicht gehört hätten — Gott bewahre! — sondern nur weil sie über „Herrmann und Dorothea" uneins schienen. Ich war darin milder, und trat nicht aus dem Nebel heraus, obwohl die Dame, welche Gedichte in der Europa von mir gefunden haben wollte, eine liebliche Blondine war und der Herr, der so ziemlich

alle neueren Schriftsteller kannte, nur mich nicht, ein langer Mensch mit einer langen Nase und einer langen Brille drauf, welcher der Blondine soviel in die Ohren zischelte, daß er mit seiner langen Nase in ihren leichten, duftenden Locken umherruderte und mit seiner langen Brille ihr blaue Flecken auf die rothen Wangen stieß. Ich hielt an mich.

Nun wurde Komödie gespielt; ich glaube es war Töpfer-Waare, — Dame und Bube, — die man zu Markte brachte. Natürlich hörte ich nicht gar viel davon; meine Aufregung war zu groß, und ich hätte gewünscht, man möchte mit dem Epilog anfangen. Lieber Gott! Lächelt nur darüber nicht; ich hatte ihn noch nie aufführen hören, war überhaupt noch nicht „über die Bretter, welche die Welt bedeuten," geschritten, und erschrack ja fast, als ich am Nachmittag meinen Namen an der Straßenecke kleben sah. In meinem Vaterlande würde man mir das für einen Frevel, eine unziemende Pöbelhaftigkeit, eine dreiste, mit meiner Würde unvereinbare Gemein-machung ausgelegt haben. Im Auslande passirt aber so 'was „ungerochen." — ! —

Nachdem der Vorhang gefallen war, ging ich doch vorne von meinem Bänklein am Orchester

fort. Ich fürchtete —, Thor, der ich war! — erkannt zu werden, obwohl ich unbekannt war, an meiner eigenen Aufregung, wenn der Direktor meinen Epilog nun vortrüge. Ganz hinten hatte ich eine Loge bemerkt, etwas erhöht, leer, soviel es schien; dahin zog ich mich zurück.

Ich muß bemerken, daß zur Darstellung meines „Epilogs" eine ziemliche Frist erforderlich war. Das Theater mußte möglichst abgetakelt werden, der Direktor als „Meister" costümirt, in Schwarz, auf der wüsten Baustätte auftreten und meine Verse sprechen. Es ging also eine ziemliche Zeit zwischen dem Ende des letzten Aktes von Töpfer und dem Anfange meines Epilogs hin. In der Zeit wurde auf den Brettern, hinter der Gardina, ein Höllenlärm vollführt. Die Suffiten stürzten, man riß die Coulissen nieder, ein Krach nach dem andern, Lichter, die über die Bühne irrten, halbe Ausrufe — und bei jedem neuen Sturz, jedem neuen Krach ein desperates Gelächter im Eisenacher Publikum, das nicht wußte und nicht wissen konnte, wie rührend mein Epilog war, und einstweilen an dem Skandal seine Herzenslust hatte. Ich saß, wie auf Kohlen, kaute an meinen Nägeln, — eine Angewohnheit, die ich, leider! noch immer nicht

abgelegt habe — und wünschte, der „Meister" möchte endlich erscheinen.

Zuvor aber erschien oben in meiner dunklen, lauschigen Loge noch wer, ein Mann im blauen Paletot, mit einem markirten, blassen Gesichte, welches nicht nach Eisenach paßte, grüßte mich und ließ sich neben mir nieder. Sowie eine neue Coulisse stürzte, drehte er sich zu mir und sagte: „Neugierig, was das werden soll?" — Ein Epilog, vermuthlich. — „Auf Theater-Effekt scheint er nicht zu rechnen, da die Bühne erst demolirt wird. Kennen Sie den Dichter?" — Nein, mein Herr! Ich bin völlig fremd hier. — „Ein Hiesiger kann's nicht sein; der Epilog ist, sagt der Direktor, sehr hübsch." — So? —

Mittlerweile ging hinter den Coulissen ein Gesang los. „So leb' denn wohl, du stilles Haus," aus Raimund. Ich spitzte die Ohren, mir klopfte das Herz. Denn nun mußte der Vorhang aufrollen. Meine Vorschrift war, es solle hinter der Szene von der gesammten Gesellschaft, gleichsam vor der Abfahrt, dieß Lied gesungen werden. Ich merkte, daß ich mich hinsichtlich des Effektes verrechnet hatte; denn die Eisenacher lachten wiederum, und der Hund hinter der Szene bellte falsch, und

die Schauspieler hatten zu hoch eingesetzt, und der Sopran schnappte richtig über.

Endlich! Klingel. Der Vorhang geht langsam auf. Eine wahre Wüste. Gefallene Balken, Lappen, Fetzen, Sparren; nur das Gerippe der Bühne steht noch. Aus dem Hintergrunde kommt eine schwarze Gestalt, der Meister, Flor um den Hut, ganz langsam. Nur ein Licht auf der Bühne.

Darin hatte ich mich nicht verrechnet. Es machte Eindruck, eine Todtenstille lagerte über dem Sale, nur der Herr neben mir sagte, leise, aber sehr enthusiastisch: „Süperbe Idee.“ Dabei sah er mich an, ich hatte aber keine Zeit, ihn wieder anzusehen.

Und nun begann der Epilog, und bei jeder Strophe ward mir das Herz leichter und doch stolzer, und ein unnennbar=süßes Gefühl, die Menge unter mir in diesem Augenblicke von mir beherrscht zu sehen, erfüllte mich ganz. Der Meister machte seine Sache recht gut, das sah ich und hörte ich an dem Schweigen, dem Horchen der Eisenacher, die nur an einzelnen Stellen einmal mit einem Applaus losbrachen. Der Mann neben mir applaudirte nicht, was mir nicht gefiel, aber mit jeder Zeile wurde er unruhiger auf seinem Sitze, sprang auf, setzte sich wieder hin, lehnte sich weit

über die Brüstung der Loge, und als der Vorhang gefallen war — jedes Ding in der Welt hat seine Zeit, also auch mein Epilog, obwohl mir seine Zeit eine sehr kurze schien — als im Publikum ein anhaltender Beifall und Akklamazionen, wie „Lebt wohl" oder „Heraus" oder „Hurrah," das Ende des Theaters verkündeten, da trat der Unbekannte hart an mich und fragte: „Nun, gefällt's Ihnen nicht? Das war ein nettes Werk." Und ehe ich noch antworten konnte, setzte er hinzu: „Der Verfasser muß die Bühne ganz genau kennen." Dieß konnte ich mit Fug und Recht in Zweifel stellen, Jener aber ließ sich nicht bedeuten und sagte: „Glauben Sie mir, der kennt die Bühne. Ich muß das wissen, ich bin ja selbst vom Handwerk. Kennen Sie mich nicht?" — Ich habe nicht die Ehre, entgegnete ich, aufmerksamer gemacht auf meinen Nachbar im Paletot. — „Ich bin Karl Unzelmann," sagte dieser.

Und ich starrte ihn an.

Karl Unzelmann! Er, einer unserer renommirtesten Bühnenkünstler, und jetzt in Eisenach! Ich ging mit ihm hinunter; er erzählte mir, schnell bekannt werdend, einen Theil seiner letzten Schicksale. Jetzt war er als Gast einige Male hier auf=

getreten, wie er mit scheinbarer Selbstüberwindung sagte. Ich wagte es kaum, ihn an seine Glanz-Epoche zu erinnern, allein er selbst kam bald darauf zu sprechen, und wir haben im Gastzimmer des „Rautenkranzes" noch am selbigen Abend einige Stunden gesessen, nachdem ich ihm meinen Namen gesagt hatte. Gegen Mitternacht schieden wir. —

Ich aber will von meinen Lesern nicht scheiden, ohne ihnen den Epilog, von welchem die letzten Zeilen handeln, mitgetheilt zu haben. Sie sollen deßwegen nicht glauben, als legte ich einen besonderen Werth auf das Ding, weil ich so viel darüber geredet und ein günstiges Urtheil eines Dritten selbstgefällig angeführt habe. Ich gebe ihn nur zur Ergänzung meiner letzten Skizze und gestehe dabei unverhohlen ein, wie er für mich persönlich nicht ohne angenehme Bedeutung ist, und wie ich stets mit Vergnügen bei diesem dramatischen Debût in der Erinnerung verweile, theils wegen des Reizes der Sache an sich, theils weil mir derselbe Abend in Unzelmann's Person eine durch die Annalen der Bühnenkunst merkwürdige Bekanntschaft zugeführt hat.

Dem Epilog habe ich übrigens den Titel gegeben: Des Hauses letzte Stunde. Und so spricht der Meister:

*

Zum letzten Mal! — Roll' langsamer empor,
Du alter Vorhang, als du sonst gethan!
Du öffnest dich, wie ein Ruinenthor,
Und Trümmer gähnen hinter dir uns an,
Die Trümmer einer armen Künstler-Hütte,
Die, schnell erbaut, noch schneller sich verschütte.

Ihr blickt verwundert? Ja, so sieht es aus,
Entkleidet seines Schmucks und seiner Zier,
Das häßliche Skelett von einem Haus: —
Dort nackte Latten, graue Wände hier,
Das Dach zerstört, zerrissen alle Fugen,
Gestürzt die Säulen, so den Tempel trugen.

Ihr wendet Euch verstimmt von diesem Bild?
Was ist's denn weiter, als das große Loos,
Das hier auf Erden Allem sich erfüllt,
Was einst entsproß aus dieser Erde Schoos;
Die Blume welkt, der Frühling muß vergehen,
Sollt' unser Haus allein denn ewig stehen?

Und doch ergreift auch mich ein altes Weh,
Ein Weh, deß Stachel ich schon oft empfand,
Wenn ich auf diesen Trümmern sinnend steh',
Wo ich noch jüngst im frischen Leben stand;
Und wie ich hier der Erste war von Allen,
Laßt mich den Letzten sein in diesen Hallen,

Die Andern zogen pilgernd schon hinaus
Mit Sack und Pack, mit hellem Sang und Klang;
Der Meister weilt allein im öden Haus,
Das Haupt gesenkt, die Seele Abschieds-bang;
Was er gebaut, er selber reißt es nieder
Und geht und kehrt vielleicht niemalen wieder.

Wohl faßt ihn jetzt ein heimliches Gelüst,
Als ob er in des theuren Hauses Sturz
Die müden Glieder mit zerschmettern müßt' —
Ein herbes Ende wär's, doch wär' es kurz,
Und jauchzend, in wahnsinn'ger Todesfreude
Begrüb' er sich im krachenden Gebäude.

Allein er hat der Kunst sich angelobt,
Sein Leben steht in eines Höher'n Hand;
Eh' er die Kraft, die letzte, nicht erprobt,
Darf er nicht sagen, daß am Ziel er stand.
So lange noch ein Kranz blüht zu erwerben,
Ist's für den Künstler keine Zeit zu sterben. —

Soll ich nun danken, recht aus Herzens Grund,
Für Eu'rer Huld und Liebe theu'ren Zoll?
Ich möcht' es gern, allein leicht stockt der Mund,
Sobald die Brust, die treue, übervoll.
Nehmt statt der Worte eine warme Zähre
Und meinen Gruß für lodernde Altäre.

Nichts bleibt zurück, was Euch an unser Thun,
An unser unfruchtbares Weilen mahn';
Es naht der Lenz, statt unsrer spielt er nun,
Viel prächtiger, als wir es je gethan,
In seinem Weh'n ist unsre Spur verloren,
Sobald wir draußen, vor den offnen Thoren.

Beklagt uns nicht! So will es das Geschick,
Dem wir geweiht des Lebens ganze Kraft.
Glaubt mir, auch in dem Flücht'gen schwebt ein Glück,
Das sich dem Bleibenden gar leicht entrafft;
Wir ziehen fort, der Tempel bricht zusammen,
Kein Phoenix steigt aus seinen Opferflammen.

Gar keiner? Wäre jedes Band gelöst,
Das an den theu'ren Kreis den Künstler knüpft?
Hat alles denn die Welle fortgeflößt,
Die morgen kühl das Heute überschlüpft?
Sind wir nur Schatten, die vorüberwanken,
Die, wenn die Lamp' erlosch, in Nichts versanken?

Ein hartes Wort! Doch sagt mir Euer Blick,
Es ist nicht so; und darum zieh'n wir leicht.
Wir hoffen, Mancher hielt uns gern zurück,
Der oft den Kranz des Beifalls uns gereicht.
Dieß sei kein Stolz, sei Trost nur in die Weite
Und auf den Weg ein freundliches Geleite!

Und wie Natur mit ihres Epheus Grün
Die grauen Trümmer allwärts überspinnt,
Und wie aus Gräbern blaue Blumen blühn,
Die der Erinn'rung treue Wächter sind,
So gönnt auch Ihr als ehrendes Vermächtniß
Den Fernen dann und wann wohl ein Gedächtniß!

So breche denn der morsche Giebel ein, —
Entweiche, Kunst! Das Leben treibt Dich fort!
Dieß Haus soll Deine Heimat nicht mehr sein,
Such' Du Dir draußen einen neuen Port.
Die Wehmuth nur laß hier an seiner Schwelle
Still für Dich flehn: — Gedenket dieser Stelle! —

Druck von Bernh. Tauchnitz jun.



